

Doppelnummer (48 Heller — 50 Pf.)

Nr. 180-181

6. Mai 1905

VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lillenthal 25 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“, IV. Schwindgasse 3.

DIE FACKEL

Nr. 180—181

WIEN, 6. MAI 1905

VII. JAHR

DER FÄULNISPROZESS DER 'ZEIT'

Isidor Wilhelm Tell lebte still und harmlos. Sein Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet. Er war »in den angenehmsten Verhältnissen« aufgewachsen. »Mit vierundzwanzig Jahren hat er geheiratet und bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre ein glückliches Leben geführt«. Er »hatte keine Sorge und ein sehr schönes Einkommen.« Dieser sonnige Friede, über dem sich der Himmel des Hauses Hellmann wölbte, war nur von Jugend auf durch jenes Drachengift getrübt, das die »milchige« Denkart auch des liberalsten Abonnenten der 'Neuen Freien Presse' zu verwandeln imstande ist: durch die österreichische Korruption. Andere junge Leute in diesem Lebenskreise leiden an den Folgen von Ausschweifungen. Isidor hat »seit seiner Jugend an dem über unserem Vaterlande lastenden Fluch der Korruption gelitten«. Patient wandte sich, wie er unter immer wachsender Teilnahme des Auditoriums erzählt, an Dr. Adolf Fischhof, den Politiker, der vielfach brieflich ordinierte, trat eine Erholungsreise an und landete in Amerika, »Wo gesündere Preßverhältnisse herrschen«. Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, das alte, hast keine Erpresser, höchstens besser bezahlte! ... Herrn Singer's Zustand bessert sich in der Tat. Die Korruptionsbeschwerden haben aufgehört. Wir sehen ihn geheilt zurückkehren und das sozialpolitische Gewissen der Wiener Millionäre durch Revolverschüsse erwecken. Herr Singer hat den Gedanken gefaßt, der österreichischen Presse einen Spiegel vorzuhalten, ihr durch Gründung eines eigenen Blattes die Korruption in abschreckendster Gestalt vorzuführen. Er hat die 'Zeit' geschaffen, und so oft das sozialpolitische Gewissen der Millionäre bei der Lektüre des Blattes einschläft, geht er hin und weckt es durch neuerliche Revolverschüsse. Wär' er besonnen, hieß er nicht der Tell. Darum begibt er sich am Abend, bevor ein Artikel gegen die Korruption erscheint, in eine hohle Gasse. Es ist die Fichtegasse, wo der alte Gutmann sein Kontor hat, eine ohnedies unwirtliche Gegend, in der schon die Redaktion der 'Neuen Freien Presse' etabliert ist. Hier kommen allerlei Journalisten vorbei, jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber, »hier geht der düstere Räuber und der heitre Spielmann«, Herr Benedikt und Herr St—g; die Bank, die hier dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet ist, wird darum mit Recht die »Bank von Stein« genannt. Auf die will sich nun Herr Singer setzen. Die Gelegenheit ist günstig. Was blinkt durch die Nacht? »Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen, mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz — ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt der frommen Bitte undurchdringlich war — doch dir soll es nicht widerstehn«. Heute will Herr Singer den Meisterschuß tun und das Beste sich im ganzen Umkreis des Schottenrings gewinnen. Er lauert auf ein edles Wild, das bereits telephonisch aufgescheucht ist. Hallo, hallo — klingt der neueste Jagdruf. Läßt sich's der Jäger nicht verdrießen, tagelang umher zu streifen, um armselige Pauschalien zu erjagen: hier gilt es einen köstlicheren Preis. Prioritätsaktien! Und schon

erklingt Herrn Kanner's Frage: »Hat David v. Gutmann gezahlt?« Worauf aus Wilhelm Tell die bekannte Antwort zitiert wird: »Nu, hat er gezahlt?« ...

Dies Präludium zur Schiller—Feier ward neulich im Wiener Schwurgerichtssaal aufgeführt. Der Angeklagte war diesmal wirklich der Angeklagte. Und wußte nur einen mildernden Umstand für sich geltend zu machen: Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Isidor Singer. Kläglicheres hat sich in der Wiener Öffentlichkeit seit langem nicht abgespielt. Seit dem großen Zivilprozeß nicht, der die Übersetzung des Fremdwortes »Sozialpolitik« in das deutsche Wort »Ausbeutung« ermöglicht hat. Nun ward auch das schäbige Inognito antikorruptionistischer Gesinnung gelüftet; aber hier ist die deutsche Sprache zu arm, als daß sich aus den Niederungen ethischer Mesquinerie der entsprechende Ausdruck holen ließe. Damals, als man den journalistischen Freak schon im Verrecken wähnte, empfand ich es als ein Erlebnis von tragischem Humor, von einer aufrüttelnden Wirkung des Kontrastes: Ich predige der Publizistik Moral, und meine Lehre macht sich die Häßlichkeit zunutze und entblößt, da keiner sie mag, ihre Scham: »Seht her, ich bin anständig!« Aber heute wissen wir auch, daß die runzlige Vettel, die drauf pocht, daß sie für Geld nicht zu haben sei, unanständiger ist, als ihre genußreicheren Mitschwestern. Zu talentlos ist sie, um sich Abwechslung schaffen und Einzelwünschen dienen zu können, deren Fülle doch wenigstens die Möglichkeit bietet, auch dem eigenen Sexualwillen zu dienen. Sie verlangt, ausgehalten zu werden. Sie ist die geborene Mätresse, deren Unmoral in der Treue gegen ihren Besitzer besteht. Nun ist das kolossale Unvermögen, das die Herren Singer und Kanner in die 'Zeit' gesteckt haben, verbraucht wie die Millionen ihrer perversen Aushälter, und die Unbefriedigten, die ein dunkler Drang zu der reizlosesten Konkubine zog, treibt der Ekel von hinnen ... Indes, ich fürchte, daß die Anwendung der Geschlechtsterminologie auf die journalistische Prostitution selbst von den prüdesten Philistern als Entweihung empfunden werden könnte. Auch das Handwerk der Straßenräuber möchte ich nicht gern herabsetzen. Darum sage ich ohne Umschweife: Die anderen Blätter wollen bestochen, die 'Zeit' wollte »gegründet« sein.

Noch nie sind Sozialpolitik und Ausbeutung, Korruption und ihre Bekämpfung in einen gelungeneren Kausalnexus gebracht worden. Man gebe uns Geld, die Korruption zu bekämpfen! Sonst bekämpfen wir die Korruption derer, die uns kein Geld geben. Wir nehmen keine Schweiggelder, wir wollen nur unsern Lebensunterhalt. Daß wir bestehen, ist eine österreichische Notwendigkeit, wir müssen die Korruption bekämpfen, und dafür, daß auch die korrupt sind, die uns nicht erhalten wollen, können wir nichts ... Seit die Menschheit mit Druckerschwärze beschmiert, seit Meinung als Ware verhandelt wird, hat man ein Kuriosum wie jenen Abendbesuch eines Wiener Zeitungsadministrators bei dem Chef des Hauses, dessen Ehre am andern Morgen angegriffen werden sollte, nicht erlebt. Herr Isidor Singer ist ganz gewiß kein Erpresser. Erpresser sind schlau. An diesem Isidor wird der Antisemitismus zuschanden. Wenn der israelitische Typus auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Herrn Singer aufweist, muß ein Ernst Schneider als Schützer der übertölpelten Judenheit erstehen. Das bißchen mit den Händen reden kann den Haß nicht rechtfertigen. In den Händen dieses Herrn Singer liegt keine Überredungskraft. Er ist gewiß kein Erpresser. Er spricht auf einen Millionär ein, Ihr glaubt, er mache eine drohende Gebärde und es ist bloß eine Unart. Herrn Kanner habe ich vielleicht unterschätzt, da ich seiner kleinen Gerissenheit — etwa von der Art, die durch das Mitwägen der Emballage übervorteilt — größere Schlechtigkeiten nicht zutrauen wollte. Aber im Fall Gutmann läßt sich ihm nichts anderes nachweisen, als daß er der Beschränktheit seines

Kompagnons die Zügel schießen ließ. Der Erpressungsparagraph meint die Erregung von Furcht, nicht von Mitleid, von begründeten Besorgnissen, nicht von Heiterkeit. Herr David v. Gutmann sollte zwar zu einer Leistung verhalten werden, wurde zwar mit einem Angriff auf die Ehre seines Hauses bedroht, aber Herr Singer wollte bloß die ihm über den Herrenhaushandel des Neffen mitgeteilten Tatsachen »verifizieren«. Der Artikel wurde zwar angekündigt, aber mit keinem Wort die Möglichkeit seiner Unterdrückung erwähnt, mit keinem Wort an die alte Sehnsucht des Herrn Singer nach der Gutmann'schen Beteiligung gerührt. Daß der alte Gutmann Gedanken lesen konnte, ist nicht des Besuchers Schuld, daß er über den unausgesprochenen Wunsch nach Geld und über den ausgesprochenen Wunsch nach einer »Information« in gute Laune versetzt ward, exkulpiert Herrn Singer zur Gänze. Wollte man hier von Erpressung sprechen, müßte man folgerichtig der Ansicht sein, daß der Schnorrer, den der Protz hinauswerfen läßt, weil er ihm »das Herz, bricht«, wegen Körperverletzung angeklagt werden könnte. Herr v. Gutmann fühlte jedenfalls, daß ein Angriff, der das Motiv der Rachsucht so unverhüllt zur Schau trägt und durch die Vorschwindelung antikorruptionistischer Gesinnung den Abscheu vor seinen Urhebern verstärkt, nicht schaden könne. Er hätte ihn, um sich und seinem Hause Ruhe zu schaffen, wohl nach dem üblichen Tarif gekauft. Aber die Riesensumme, die zur Sanierung der 'Zeit' notwendig war und zu deren Leistung er so oft schon telephonisch, schriftlich, persönlich gepreßt wurde, zu zahlen, war er auch unter dem Damoklesschwert der publizistischen Ungnade nicht willig. Drückte seine Briefftasche an die Brust und anerkannte die Unabhängigkeit der 'Zeit'. Herr Singer ging informiert und unbestochen von dannen. Herr v. Gutmann hatte ihm in entgegenkommendster Weise die Freiheit seiner Entschlüsse gewahrt. Die 'Zeit' hatte die schwerste Probe ihrer Unbeeinflussbarkeit bestanden: noch am Abend konnte ihr Herausgeber mit Herrn v. Gutmann verkehren, ihm einen Angriff ankündigen, und am nächsten Morgen stand der Angriff, ohne daß der geringste Versuch ihn zu verhindern gewagt wurde, im Blatt ... Eine Frage ist in der Gerichtsverhandlung an Herrn Singer nicht gestellt worden: ob der aus antikorruptionistischer Gesinnung erflossene Artikel über den Herrenhauschacher abgedruckt, Tells Geschoß abgedrückt worden wäre, wenn der alte Gutmann den Informationsbedürftigen wie folgt bedient hätte:

»Herr Singer, Sie haben sich vergewissern wollen, ob die Ihnen über meinen Neffen mitgeteilten Tatsachen richtig sind. Sie sind ein gewissenhafter Mann, ein vorsichtiger Mann. Aber ich, Herr Singer, bin auch ein vorsichtiger Mann. Was soll ich Ihnen sagen? Sie wissen schon. Also geben Sie heraus die Prioritätsaktien!«

Wäre die Herrenhausaffäre, die die 'Zeit' Herrn Max v. Gutmann aufgebracht hat, ebenso verschwiegen worden wie der ihr lange vorher bekannt gewordene Korruptionsantrag, der ihrem Geldgeber Riedel gemacht wurde, oder wäre der Fall Gutmann so prompt der Diskussion entzogen worden wie der Fall Mauthner nachträglich aus ihr verschwand, wir wären um ein Kapital an Erkenntnis ärmer. Was wir aus jener rasch beendeten Gerichtsverhandlung, was wir aus ihrem publizistischen Nachspiel lernten, schafft uns die endgültige Beruhigung über die Lebensfähigkeit einer Generation, in der die Dummheit die Schlechtigkeit paralyisiert. Eine Publizistik, die ihre Preise nicht um einen Heller höher ansetzt als die Korruption, die sie zu bekämpfen vorgibt, hat sich jedes Anspruchs auf Fürchterlichkeit begeben. Die Summe, um die man angeblich unter der Regierung Koerber Herrenhaussitze kaufen konnte, hatte die 'Zeit' — angeblich — von einem verstorbenen Mitglied der Familie Gutmann zu fordern, und die Gelder, die im Ordensverschleiß tatsäch-

lich vereinnahmt, der Habgier der österreichischen Korruptionspresse und der Eitelkeit eines Ministers geopfert wurden, hätten den Bestand des anti-korruptionistischen Unternehmens der Herren Singer und Kanner gesichert. Und, damit auch die kulturelle Vervollkommnung der westlich von Galatz gelegenen Königreiche und Länder. So kurz das Vergnügen war, das uns der Kampf der journalistischen mit der ministeriellen Moral vor dem Schwurgericht gewährte, so dankbar müssen wir dafür sein. Die journalistische Moral, die nie ohne Waffe ausgeht, ist dennoch unterlegen. Die Regierung bedroht den Staatsbürger, der Geld geben will, mit einem Orden, also mit einem Angriff auf die Ehre. Solchem Nachteil kann aber jeder entgehen, der sich entschließt, kein Geld zu geben. Anders die Zeitung. Sie bedroht den Staatsbürger, der *kein* Geld geben will, mit einem Angriff auf die Ehre. Diese Konkurrenz zweier Bedränger verdoppelt die Zwangslage des Betroffenen. Gibt er der Regierung das Geld, so wird er in der öffentlichen Meinung nicht nur durch eine Auszeichnung, sondern auch durch einen Angriff der 'Zeit' herabgesetzt. Zudringlicher ist ja die Regierung. Sie schickt dem Mann, von dem sie Geld will, Agenten ins Haus, läßt ihn auf der Straße, im Theater, im Pissoir ansprechen. So wie einem einst an allen Ecken die Frage begegnete: »Kauen Sie schon Rizzi?«, so tönt es in einem wohlgeordneten Staate, der das Glück seiner Bürger begründen will, allerorten: »Haben Sie schon den Franz—Josephs—Orden?« Viel vornehmer und viel diskreter vollzieht sich der Verkehr zwischen der 'Zeit' und jenem Privatmann, dem sie einen Angriff zgedacht hat. Vor allem scheint ihr nicht jeder, bei dem sie eine volle Geldbörse vermutet, hierzu geeignet. Sie »informiert« sich. Sie prüft die Würdigkeit und verkauft nur auf Grund alter Bekanntschaft ihre Ungunst ...

In dem Zwiellicht zwischen Erpressung und Dummheit, in dem moralischen Dunst aus Entrüstung und Prioritätsaktien, in jenem Gemauschel eines Katonismus, der die Korruption mit Hilfe seiner »einflußreichen Beziehungen« bekämpft, kurz in jenen flüchtigen Stimmungen, die die Gerichtsverhandlung brachte, ist die Wesensart unserer Helden nicht allen Zeichendeu-tern der 'Zeit' aufgegangen. Erst das Nachspiel, das dem kostbaren »Freispruch« folgte: das Triumphgeheul, das sie anschlügen, die Fälschung des Gerichtssaalberichts, die Danksagung, welche sie an die ihr Wirken segnenden Völker Österreichs richteten, die Empfänglichkeit für günstige »Preßstimmen«, die Unempfindlichkeit für Fußstritte, die groteske Verwechslung ministerieller Korruption mit der eigenen Integrität — all dies brachte auch jenen Lesern Klarheit, die bloß den Kläger Gutmann durch die Zurückziehung der Beleidigungsklage und nicht die 'Zeit' durch die Aussagen der Angestellten des Hauses Gutmann kompromittiert sahen. Wer aber auch jetzt noch die Gesinnungsschäbigkeit für eine Waffe im Kampf um die gute Sache gehalten hatte, der mußte schaudernd gewahren, daß sie Selbstzweck sei, als sich die 'Zeit' an dem Privatleben jener Männer rächte, die ihr in der 'Arbeiter—Zeitung' die Wahrheit gesagt hatten. Noch nie vielleicht hat eine »Enthüllung« schmerzlicher den Charakter des Enthüllenden enthüllt als jene, mit der die 'Zeit' die Herren Viktor Adler und Pernerstorfer unmöglich zu machen hoffte. Die 'Arbeiter—Zeitung' hat gefunden, daß Herrn Singer's Abendbesuch bei Gutmanns den publizistischen Anstandsformen nicht entspreche, daß es taktlos sei, so spät am Abend zu erpressen. Diesen Tadel entkräftet Herr Singer mit der Behauptung, er habe seinerzeit herhalten müssen, »so oft es galt, eine Kollekte zu veranstalten, um Herrn Pernerstorfer aus seinen periodisch wiederkehrenden Geldkalamitäten zu befreien«; und für Herrn Dr. Adler, der in einer der schwierigsten Situationen seines Lebens war, habe er einmal »ge-
tan, was dieser seiner eigenen Familie und seinen engeren Freunden nicht zu-

muten zu dürfen glaubte.« Man faßt es nicht, daß es wirklich gedruckt stehe; daß das verhärtetste Protzenherz fähig sei, solchem Empfinden ungescheut Ausdruck zu geben. Aber da einem gerade der Ekel das Wasser in den Mund treibt, kommt die Aufklärung der der Armut bezichtigten Herren und alle Mißempfindung wandelt sich in Heiterkeit über diesen selbst zum echten Protzenthum unfähigen Herrn Singer, der wenigstens den Standpunkt der Millionäre einnehmen möchte, wenn er schon ihr Geld nicht kriegt, und dem man mit einer goldenen Uhrkette mehr imponieren kann als mit einem integren Vorleben. Nach der Aufklärung der Herren Dr. Adler und Pernerstorfer hätte man Herrn Singer eine weniger komplizierte Schäbigkeit zugetraut. Da er nämlich — zu einer Zeit, als er noch »Sozialpolitiker« war — Herrn Dr. Adler das unerhörte Opfer gebracht hat, für ihn zu »garantieren«, und Herrn Pernerstorfer auch nichts gegeben hat, hätte man von ihm billiger Weise die Enthüllung erwarten können, daß die 'Arbeiter—Zeitung' schimpfe, weil ihre Leiter — vor fünfzehn Jahren und nicht am Abend vorher — von ihm *kein* Geld bekommen haben. Zu einem solchen Bekenntnis ist aber ein Isidor Singer nicht zu haben. Die Ehre seines Hauses erfordert es, bloß davon zu sprechen, daß er einmal um ein Darlehen angegangen wurde. Schon die Bitte der Herren, nicht deren Erfüllung, legt ihnen nach seiner Ansicht die Pflicht der Dankbarkeit für alle Zeiten auf. Nun ist es zwar richtig, daß Herr Singer das Haus Gutmann, an dessen finanzielle Gefälligkeit er so oft vergebens appelliert hatte, nie hätte angreifen dürfen. Aber mit der Verpflichtung der Herren von der 'Arbeiter—Zeitung' dem Herrn Singer gegenüber steht es ein wenig anders. Daß Herr Singer die »Dankbarkeit« zum Stillschweigen über öffentliche Korruption verhalten möchte, macht seinem Talent zum Zeitungsherausgeber alle Ehre. Aber Fleißaufgabe ist es, sich auch der nicht empfangenen Wohltat dankbar zu erinnern. Leider vergißt Herr Singer, daß bloß er und nicht der abgewiesene Bittsteller eine Pflicht verletzt hat. Man muß es Leuten seines Schlages denn doch einmal gründlich sagen, daß sie Unrecht tun, sich das Geldgeben als ein Verdienst anzurechnen. Herr Singer war im Kreise der Sozialpolitiker geduldet, und es ist nur natürlich, daß er, da man nicht sein Können der guten Sache dienstbar machen konnte, mit seinem Vermögen herangezogen wurde. Wozu wäre er denn sonst auf der Welt? Der Unbegabte muß sich der Ehre, mit den Höherorganisierten verkehren zu dürfen, in seiner Weise würdig machen. Das ist das Opfer, welches die Geselligkeit zwischen Künstlern und Philistern ermöglicht, das Schmarotzen der Eitelkeit an politischen Bestrebungen erträglich macht. Herr Singer versündigt sich gegen seine Naturbestimmung. Er wird jetzt seit Jahren in Zusammenhang mit Geldsummen gebracht, die er nicht gibt, sondern nimmt, und wird nicht nur dort grob, wo er nichts bekommt, sondern auch dort, wo er nichts gibt ...

Ein Leben, das aus der Schule des alten Fischhof in das Kontor des alten Gutmann führt und in dem als einzige Aktiva die Passiva einer Wochenschrift in der Höhe von 368.000 Kronen gebucht sind, ward in flüchtiger Gerichtstagung aufgerollt. Das war mehr, als sich der Kläger gewünscht hatte. Schließlich brauchte er ja zu seiner persönlichen Rehabilitierung nichts als die eidliche Aussage des früheren Ministerpräsidenten. Überflüssiger— und unvorsichtigerweise hatte er die Klage angekündigt; daß er sie anstrenge, war notwendig. Aber es galt bloß einen strafrechtlichen Feststellungsprozeß zu führen, die Gelegenheit des Schwurgerichts zum Beweise der Unstichhaltigkeit des ehrenrührigen Vorwurfs zu benutzen. Nur die Urteilslosen brauchen ein Urteil, um eine Schuld zu erkennen; nur die von der Heiligkeit eines Gerichtsspruchs durchdrungenen Tröpfe können dem Kläger die Zurückziehung der Klage als »Flucht aus dem Gerichtssaal« ankreiden. Der Wahrheits-

beweis der Angeklagten war vollständig mißlungen, das Motiv ihres Angriffs mit erschreckender Deutlichkeit bloßgelegt. Vielleicht hätte man wünschen können, daß die Zeugen in umgekehrter Folge aussagten: zuerst die Beamten des angeschnorrten Hauses Gutmann über Herrn Singer's Männerstolz vor Kohlenkönigsthronen und dann Herr v. Koerber über die Unwahrheit der Herrenhausgeschichte. Nach der Aussage des Ministers hätte der Verzicht auf die Fortsetzung des Prozesses dekorativer gewirkt. Diese Erhöhung des Effekts war vermutlich aus prozeßtechnischen Gründen nicht zu erzielen. Um welcher Erwartungen willen hätte aber der Kläger nach der Rehabilitierung seiner Person und nach der Kompromittierung seiner Angreifer die Verhandlung fortsetzen lassen sollen? War es seine Pflicht, das Koerber'sche Regime gegen den Vorwurf der Korruption zu verteidigen? Konnte ihm wirklich zugemutet werden, die tausend Enthüllungen aus der Nobilitierungs— und Dekorierungswerkstatt über sich ergehen zu lassen, mit denen die 'Zeit' trotz dem Widerstreben des Vorsitzenden ihren guten Glauben zu beweisen gesucht hätte? War's Furcht vor dem Ausgang, die ihn zum Rücktritt bewog, so war sie begründet. In der praktischen Lebensanschauung der Volksrichter begründet, die zwar einem Publizisten gefährlich werden kann, der in idealer Absicht öffentliche Angelegenheiten erörtert, sich also in Dinge mischt, die ihn nichts angehen, aber vielleicht einem Zeitungsgeschäftsmann, den der Gram über die Zurückweisung seiner Aktien zu einem verzweifelten Angriff trieb und der selbstverständlich »für Weib und Kind zu sorgen hat«, die Wahrnehmung berechtigter Interessen zubilligt. Drei Gemischtwarenhändler und zwei Fleischauger saßen auf der Geschwornenbank. Männer, denen man gewiß gerecht wird, wenn man sie »ehrsam« nennt. Aber über welche entlegene Materien des Lebens sollten sie sich eine Meinung gebildet haben! Wir besitzen eine Geschwornenjustiz in Sachen der Preßbeleidigung. Freuen wir uns dieser Freiheitlichen Errungenschaft! Bedienen wir uns ihrer bis zum Verdikt und lassen wir es uns an den Feststellungen des Gerichtshofs genügen. Ein Freispruch der 'Zeit' hätte die Ehre des Klägers, die durch das Beweisverfahren rehabilitiert war, gefährdet, der Preßkorruption, die durch das Beweisverfahren verurteilt war, zu Ehren verholfen. Die Verurteilung der 'Zeit' hätte uns keine neue Erkenntnis vermittelt. Weder von der käuflichen Gunst einer verflossenen Regierung noch von der einer bestehenden Zeitung. Und angesichts der bestraften Ehrenbeleidigung wäre die Straflosigkeit eines Abendbesuchs, wie er mit ähnlicher Ungeniertheit wohl noch nie gewagt wurde, nur umso schmerzlicher fühlbar gewesen.



MEINE TÄTIGKEIT IM LANDESAUSSCHUSS ¹

Von Joseph Schöffel

Im Jahre 1896 trat in den politischen Verhältnissen Niederösterreichs eine vollständige Umwälzung ein. Die Partei, welche im Landtag durch 33 Jahre unumschränkt geherrscht hatte und welche während der Dauer ihrer Herrschaft stets ängstlich bemüht gewesen war, jeden Schnörkel einer unhaltbaren Verfassung, einer Scheinkonstitution mit bürokratischer Herrschaft, zu erhalten, wurde bis auf wenige Reste vernichtet.

Eine Partei, welche auf ihre Fahne den Kampf gegen die Korruption und deren Züchter, die Juden, geschrieben hatte, errang einen ungeahnten Sieg, um später, nachdem sie zur Herrschaft gelangt war, derselben Korruption zu verfallen, welche die besiegte liberale Partei zerfressen und getötet hatte.

Bei dieser Umwälzung gelangte wie bei jeder Umwälzung naturgemäß der Bodensatz an die Oberfläche. Der Führer der siegenden antikorrupsionistischen oder antisemitischen Partei, dem niemand Genialität und was noch mehr ist persönliche Uneigennützigkeit absprechen kann, sah sich plötzlich von vielen geistig inferioren, moralisch wurmstichigen, nach Siegesbeute lüsternen Elementen umringt, die er sich nicht vom Leibe halten konnte, wenn er sich nicht verlassen sehen wollte.

Eines dieser, von einer Schmutzwelle in den Landtag geworfenen Subjekte, das sich, solange es ihm zum Vorteil diente, an mich herangebiedert hatte, versuchte es nun im Landtag durch Ohrenbläsereien mich zu verdächtigen, indem es ausstreute, daß ich als Straßenreferent meine Stellung ausnütze, um so viel wie möglich Ehrenbürgerdiplome einzuheimsen. Diese gegen mich ausgestreuten Verleumdungen waren nicht, wie dies allgemein üblich ist, ein Ausfluß des Parteihasses, denn ich gehörte nie einer Partei an, wollte nie weder Führer noch Angeführter einer Partei sein, sondern sie sollten diesem Subjekt als Mittel dienen, um mich aus dem Landesausschuß heraus und sich selbst hineinzulügen.

Diese Intrige widerte mich derart an, daß ich es nicht über mich brachte mit dem Subjekt zu sprechen oder an einem Tisch zu sitzen. Ich legte daher, wohl nicht das Landesausschußmandat, wie der Bursche gehofft haben mag, aber das Straßenreferat nieder, worauf mir das Finanzreferat zugewiesen wurde.

Nach den von mir bisher im n.—ö. Landtag gemachten Erfahrungen, spielte der jeweilige Finanzreferent im Landesausschuß eine traurige Rolle. Eine Auskunft in Finanzsachen konnte man von ihm nie erlangen, denn er selbst wußte nichts! In der Leitung des Landesfinanzwesens war er ebenso eine Null, wie es der jeweilige Landmarschall in der Leitung des Landesausschusses und des Landtags ist.

Nach Übernahme des Finanzreferats verfügte ich — da der Usus eingerissen war, daß die Kasse über einfache Anweisung der einzelnen Referenten im Landesausschusse Geldbeträge in beliebiger Höhe flüssig machte —, daß die Kasse, mit Ausnahme der kurrenten Ausgaben, wie Gehälter, Löhnungen

1 In einigen Wochen wird der Sumpf der österreichischen Politik aufklatschen.

Joseph **Schöffel's** Memoiren gelangen auf den Büchermarkt. Der Fülle hochinteressanten Stoffes und prachtvoll lebendigster Gestaltung — Kürnberger's Worte über den jungen Kämpfer haben noch heute Geltung — ist das folgende Kapitel, das letzte des Werkes, entnommen, das ich dank der Freundlichkeit des Autors schon aus dem Manuskript veröffentlichen kann. Das umfangreiche Werk wird im Verlage Jahoda & Siegel, Wien, erscheinen.

Anm. d. Herausgebers.

[KK]

usw., ohne meine spezielle Anweisung keinen Kreuzer ausbezahlen dürfe und daß mir täglich ein Kassenstandsrapport vorgelegt werde.

Schon in dem ersten Kassenstandsrapport fand ich eine Rubrik bezeichnet »Landesanlagscheine«, in welcher ein Betrag von 331.000 Gulden als Ausgabe eingestellt war. Auf meine Frage, was denn unter der Bezeichnung Landesanlagscheine zu verstehen sei, antwortete mir der Landesoberbuchhalter, daß diese Landesanlagscheine zweiprozentige Schuldscheine seien, welche bei Mangel an Kassenbeständen zur Deckung des jeweiligen Bedarfs ausgestellt werden, um nicht höherprozentige Schulden bei der Landeshypothekenbank, oder anderen Geldinstituten kontrahieren zu müssen.

Ich nahm auf diese Mitteilung hin sofort eine Revision der Kasse vor und entdeckte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß diese Landesanlagscheine aus einem gewöhnlichen Kanzleipapierstreifen bestanden, welcher folgende lithographierte Inschrift aufwies

Anlage-Schein Nr.
über Gulden Kreuzer
i. e. fl. kr.
welche

beim Landesfond fruktifiziert hat.
Wien, am

Das n.-ö. Landes-Obereinnehmer-Amt.

Auf meine Frage, wer denn auf diesen Wisch hin dem Landes—Obereinnehmer—Amte Vorschüsse in der Höhe von 331.000 Gulden geleistet habe, antwortete man mir schmunzelnd: »Niemand! Wenn Geld gebraucht wird, werden den diversen Fonds (Stiftungen u. dgl.) soviel Obligationen entnommen und verkauft, als Geld benötigt wird, und für die entnommenen Obligationen werden Landesanlagscheine eingelegt und das diesem Fonds entnommene Kapital mit 2% verzinst«. Um Gotteswillen, rief ich, das ist ja eine Manipulation, wie sie in der ganzen Welt nicht ihresgleichen findet, außer vielleicht bei Geldinstituten, die im Kriminal ihre Tätigkeit abschließen! Die Herren hätten ja ohne Sorge und Gefahr die in den »diversen Fonds« erliegenden Stiftungsobligationen in der Höhe von 6.188.000 Gulden herausnehmen, verkaufen, dafür diese Fetzen von sogenannten Landesanlagscheinen einlegen und ruhig über das große Wasser abfahren können. Daß sie das nicht getan, dafür verdienen sie nicht nur die höchste Anerkennung, sondern auch einen Orden für besondere Redlichkeit, der leider in Österreich noch nicht gestiftet ist.

Ich recherchierte sogleich, ob diese Manipulation auf Grund eines Landtags— oder Landesausschußbeschlusses eingeführt wurde und als ich erheben hatte, daß diese famose Kassenmanipulation von dem früheren Landes—Oberbuchhalter, angeblich im Einverständnisse mit dem damaligen Finanzreferenten Dr. Granitsch eingeführt wurde und mein unmittelbarer Vorgänger davon keine Ahnung hatte, ließ ich alle vorrätigen Landes—Anlagscheine bis auf einen, den ich zum Andenken aufbewahre, verbrennen und die den diversen Fonds entnommenen Obligationen sofort durch neue ersetzen.

Die von mir getroffene Verfügung, daß die Kasse ohne mein Visum nichts auszahlen dürfe, bereitete mir viel Schererei, viel Kummer und Verdruß, da einige Herren die Landeskasse als ihren Dispositionsfonds betrachteten.

So hatte ein neu ernannter Chef eines neu errichteten Departements im Landesbauamt, gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Instruktion für den Landesausschuß, welche vorschreibt, daß alle Bauten, welche vom Lande geführt werden, wie es in allen Ämtern der Fall ist, im Offertwege zu vergeben seien, angeblich seinen Referenten überredet, daß es ersprießlicher für das Land sei, wenn alle Landesbauten in eigener Regie durchgeführt werden. Auf diese Weise wurde ein Landesbeamter zugleich Bauunternehmer ohne Konkurrenz, der nach den von ihm verfertigten Plänen und Voranschlägen alle Bauten des Landes, darunter den Bau der großen Irrenanstalt in Mauer—Oehling, den Bau des vierten Stockwerks im Landhause, die Adaptierung und luxuriöse Einrichtung des Landhauses und andere Bauten durchführte. Dieses vielseitige Genie, dieser Landesbeamte und Bauunternehmer in einer Person, leitete alle diese Bauten, kontrollierte sich selbst und kollaudierte auch seine Arbeiten. Einem Bauunternehmer steht nur das eigene Kapital, mit dem er arbeitet, zur Verfügung, dem vom Lande angestellten Bauunternehmer standen die Kassenbestände des Landes offen. Er stattete die Büros der Landesausschußbeisitzer mit demselben Luxus aus, wie er bei den Generalgewaltigen der großen Banken und Eisenbahnen üblich ist. Selbstverständlich geschah das alles zur Förderung des Kleingewerbes! Die Baumeister, die von aller und jeder Konkurrenz bei Landesbauten ausgeschlossen wurden, sind wohl auch Meister, aber keine Kleingewerbetreibenden. Deshalb kann sie der Teufel holen! Um die Autorität dieses bauunternehmenden Landesbeamten zu festigen, wurde derselbe, wie dies in der heutigen Zeit der höchsten Blüte des verwegenen Strebentums sehr häufig der Fall ist, unter gleichzeitiger Verleihung des Oberbauratstitels nach Überspringung seiner Vordermänner in die höchste bisher im Landesdienste zu erreichende Rangstufe befördert. Da seine beiden Vordermänner gegen diese unverdiente Präterierung remonstrierten, wurden auch sie in die VI. Rangklasse befördert und ihnen der Oberbauratstitel verliehen. Der Landesbauamtsdirektor, der allein bisher in der VI. Rangklasse stand, wurde in derselben belassen und läuft nun als fünftes Rad am Wagen neben den ihm koordinierten Oberbauräten her.

Die von dem Landesbeamten durch die eigene Regie in Aussicht gestellten Ersparungen entpuppten sich später als enorme Überschreitungen des Kostenvoranschlages, welche in Form von Nachtragskrediten schweigend genehmigt wurden.

Der neuernannte Chef des Wasserbaudepartements beanspruchte natürlich, gleich seinem Kollegen im Hochbau, daß die Flußregulierungsarbeiten und Brückenbauten statt im üblichen Konkurrenzwege, ebenfalls in eigener Regie durchgeführt werden sollen, was auch anstandlos genehmigt wurde. Es wurde für diesen Herrn eine eigene Handkasse angeschafft und ihm Verläge in der Höhe von 20 bis 40.000 Kronen gegen Verrechnung überwiesen.

Alle diese Verfügungen, alle diese Ernennungen wurden vom Landtag selbst getroffen, ohne daß der Landesausschuß als solcher und ich speziell als Finanzreferent früher davon in Kenntnis gesetzt worden wären. »Wir verwalten«, quakte in dem landtäglichen Sumpf ein Bauern—Abgeordneter, der keinen Begriff hatte, was das Wort »Verwalten« überhaupt bedeutet.

Selbstverständlich protestierte ich dagegen, daß öffentliche Landesbauten von Landesbeamten in eigener Regie durchgeführt werden, da bei dieser Art Bauführung jede Aufsicht, jede Kontrolle unmöglich sei. Da dieser Protest nichts nützte, verweigerte ich die Anweisung der für diese Bauten angesprochenen Geldverläge, worauf man einfach erklärte, daß dann die Bauten sistiert werden müßten, was mit enormen Verlusten für das Land verbunden

wäre. Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich, als schriftlich, jede Verantwortung für diese mehr als sonderbare Gebahrung ab, worauf die Landesbuchhaltung in einem Berichte an den Landesausschuß weitläufig auseinandersetzte, daß auch sie sich gegen jede Verantwortung in dieser Beziehung verwahren müsse, da ihr nur die ziffermäßige Prüfung der von den Landesbauämtern vorgelegten Quittungen und Arbeitslohnausweisen, keineswegs aber eine Kontrolle der wirklich ausgeführten Arbeiten und ihrer Kosten zustehe. Auch der Landesausschußreferent für Flußregulierungen lehnte jede Verantwortung für diese anrühige Manipulation ab.

Um nun wenigstens den Schein einer Kontrolle der besoldeten Bauunternehmer für Hochbauten, für Fluß— und Brückenbauten, zu kreieren, wurde ein den beiden Bürochefs untergeordneter kleiner Landesbeamte mit der Kontrolle der technischen Arbeiten seiner Vorgesetzten betraut. Eine Kontrolle, wie man sie dümmer und verlogener wohl nicht erfinden kann!

Der Landtag bewilligte fünf bis sechs Jahre hindurch alljährlich ganz enorme Summen an Nachtragskrediten, von welchen der Landesausschuß erst bei deren Beratung und Beschlußfassung im Landtag Kenntnis erhielt. Alles wurde zwischen einzelnen Abgeordneten und den betreffenden Landesausschußreferenten kameradschaftlich abgemacht. So erfuhr ich als Finanzreferent erst zufällig, durch eine Note der Landeshypothekenbank, mittelst welcher diese sich beschwerte, daß sie zur Konkurrenz bei Aufnahme eines Landeseisenbahndarlehens nicht eingeladen wurde, daß das vom Landtag beschlossene Lokalbahndarlehen in der Höhe von *1.8 Millionen* bereits abgeschlossen sei, ohne daß dem Landesausschuß als solchem und mir speziell als Finanzreferenten darüber das geringste mitgeteilt worden wäre. Aus den Akten, die ich mir nun vorlegen ließ, ersah ich, daß tatsächlich diese Anleihe mit der Unionbank abgeschlossen und daß die Schuldurkunde vom Landmarschall, den Landesausschüssen Richter und Steiner unterfertigt wurde.

Der Landmarschall und der Landesausschuß Steiner entschuldigten sich damit, daß sie den Akt unterschrieben, ohne ihn früher gelesen zu haben.

Landesausschuß *Richter* schrieb mir, daß, wenn er sein Gewissen noch so streng erforsche, er nur einen Fehler sich zuschreiben könne, daß er das zwischen dem Landeseisenbahnamt und der Unionbank abgeschlossene Abkommen dem Landesausschuß nicht früher zur Genehmigung vorgelegt habe. Da die Landesausschuß—Sitzungen, seit er dem Landesausschuß angehöre, nur der äußeren Form wegen abgehalten werden, habe er auch die Vorlage des Darlehensabschlusses mit der Unionbank nicht für opportun gehalten. Er erkläre auf Ehre und Gewissen daß alle Transaktionen korrekt durchgeführt wurden und mir als Finanzreferenten des Landesausschusses niemals auch nur der geringste Vorwurf gemacht werden könne. Sein Schreiben schloß: »Es liegt mir nichts mehr am Herzen, als auch ferner bei dir in guter Erinnerung zu bleiben«. Ich bin fest überzeugt, daß Franz Richter diese Finanzaktion, ohne jeden persönlichen Vorteil mit vollster Uneigennützigkeit durchführte und daß ihn nur die verfluchte Gemütlichkeit, die durch diese gezeugte Schlamperei, welche ein Korrelat jeder autonomen Verwaltung zu sein scheint, veranlaßte, so vorzugehen, wie es eben Usus war.

Mit der Aufrechnung von Diäten und Reisekosten würde ebenfalls ein Mißbrauch sondergleichen getrieben.

Die Aufrechnung von Diäten und Reisekosten für 300 Kommissionstage im Jahre fanden einzelne ganz in der Ordnung. Die Beamten für Genossenschaftswesen, Raiffeisenkassen, sowie die des Armenrechnungsdepartement waren unausgesetzt auf Reisen. Ihre Diäten und Reisekosten überstiegen weit die Höhe ihres Gehalts. Natürlich wurde dieses einträgliche Geschäft auch

von Beamten anderer Kategorien betrieben. So erließ ein Tierarzt nachstehende Kurrende an seine Kollegen: »Nachdem von der Dotation pro 1899 für Dienstreisen der im Landesdienste stehenden Tierärzte noch ein namhafter Betrag zur Verfügung steht und mir daran gelegen wäre, daß der disponible Rest aufgebraucht werde, so möchte ich den Kollegen dringend nahelegen, wegen Vortragshaltung in den Monaten Oktober, November und Dezember l. J. ohne Berufung auf diese Mitteilung mit den Gemeinden und landwirtschaftlichen Kasinos ehestens das Einvernehmen zu pflegen und dieselben aufzufordern, sich zum Zwecke der Delegation eines Tierarztes an einem bestimmten Tage der Monate Oktober, November, Dezember an den Landesausschuß zu wenden. Diese Gelegenheit zur Vortragshaltung wäre insbesondere von jenen Kollegen möglichst auszunützen, welche sich auf diesem Gebiete bisher nur wenig betätigt haben.«

Ich erhob beinahe in jeder Landesausschußsitzung Vorstellungen gegen diese unverantwortliche Wirtschaft. Umsonst! Man antwortete mir, daß die Beamten der früher genannten Buchhaltungsdepartements nicht nur die Gebarung der Genossenschaften überwachen, sondern ihnen auch die Rechnungen selbst zusammenstellen müssen, da sonst alles drunter und drüber gehe!

Was die Gewährung von Landessubventionen an Vereine, Kongregationen u. dgl. anbelangt, habe ich die einlangenden Gesuche strenge geprüft und alle jene, die nicht gerechtfertigt waren, sind vom Landesausschusse über meinen Antrag abgewiesen worden. Die vom Landesausschusse Abgewiesenen ließen aber sodann ihre Gesuche durch einen Landtagsabgeordneten direkt dem Landtage überreichen und der Landtag bewilligte ohne weiteres nicht nur die angesuchten Subventionsbeträge, sondern erhöhte diese in vielen Fällen bedeutend, um den Gesuchstellern eine angenehme Überraschung zu bereiten.

Um in den Lügennebel, der über die Finanzgebarung des Landes verbreitet ist, einen Lichtstrahl fallen zu lassen, will ich die Finanzgebarung des Landes innerhalb der letzten 20 Jahren übersichtlich darstellen. — — —

(Folgt eine Zusammenstellung der Gesamterfordernisse, Bedeckungen und Defizite der Jahre 1884, 1890 und 1896).

Dies war der Stand der Finanzen in dem Jahre als die herrschende liberale Partei niedergerungen wurde.

Das vae victis! wurde ihr nicht erspart.

Die siegende Partei übergieß die besiegte mit einer Flut von Verwünschungen über ihre schlechte Verwaltung, über ihre leichtsinnige Finanzgebarung, ihre Mißwirtschaft, die mit einer Schuldenlast von 12 Millionen Kronen endete.

Die neuen Machthaber im Landtag beschlossen zugleich zur Tilgung der schwebenden Schulden die Kontrahierung eines Landesanlehens von 12 Millionen und die Erhöhung der Landesumlagen von 20% auf 25%.

Ich hatte die früher herrschende Partei im Landtag, so wie im Landesausschusse vergebens zu bewegen versucht, die seit Jahren fortlaufenden Defizite im Landeshaushalt, durch Reduzierung der Ausgaben, oder wenn dies nicht für möglich gehalten würde, durch eine entsprechende Erhöhung der Landesumlagen zu decken.

Meinem Drängen wurde mit offenem Mißtrauen begegnet. Man glaubte, daß ich den sogenannten Besitzstand der liberalen Partei, welche bereits den Boden in Wien verloren hatte, auf dem flachen Lande untergraben wolle. Eine Erhöhung der Landesumlagen vor den Neuwahlen würde die Niederlage der liberalen Partei im Lande zu Folge haben und das schein meine Absicht zu sein, behauptete man mir gegenüber erzürnt!

Statt die Finanzen zu sanieren, wurde ein *Lokaleisenbahngesetz* geschaffen und um den Bezirken und Gemeinden des flachen Landes die Möglichkeit zu bieten, Schulden nach Herzenslust zu kontrahieren, wurde eine *Kommunal—Kredit—Anstalt* errichtet.

Ich trat sowohl gegen das Lokaleisenbahngesetz, als gegen die Errichtung der *Kommunal—Kreditbank* in die Schranken.

Ich wies im Landtage nach, daß schon im ersten Jahre des Bestandes des Lokaleisenbahngesetzes laut Bericht des Landesausschusses vierzig Lokalbahnbauten in Aussicht gestellt wurden, daß jeder Abgeordnete mit einem Lokalbahnprojekt schwanger gehe, da jede auch die weltverlassendste Ortschaft den Bau einer Lokalbahn beanspruche, da sie hoffe durch eine Bahnverbindung eine Sommerfrische für die Wiener zu werden.

Ich wies nach, daß nach den Nachrichten des statistischen Departements des Handelsministeriums Band 57 über die Ausdehnung der Eisenbahnanlagen, die Bahnlänge in Niederösterreich Ende 1895 1725 *Kilometer* d. i. auf 11 *Quadratkilometer* 1 *Kilometer* Bahnlänge betrage, daß also Niederösterreich ein gleich großes Bahnnetz besitze, wie *Böhmen* mit seinen kolossalen industriellen Anlagen, seinen Kohlenlagern und seinem Erzreichtum! Niederösterreich habe ein Straßennetz von 10.000 *Kilometer* Länge, und baut weiter neue Straßen, zu deren Herstellung und Erhaltung das Land resp. Wien jährlich dreieinhalb Millionen beitragen, während Böhmen, wo der Bau von Straßen aller Art ausschließlich den Bezirken und Gemeinden obliege, auch nicht annähernd über ein Straßennetz verfüge, wie Niederösterreich.

Alle diese meine Vorstellungen verhallten ohne Effekt Ich stimmte nebst den Abgeordneten der Stadt Wien allein als Vertreter der Landgemeinden gegen das Lokalbahngesetz, sowie gegen die Errichtung *der Kommunal—Kredit—Anstalt, welche es nun glücklich bewirkte, daß die Gemeinden des flachen Landes Niederösterreichs nicht hypothezierte Schulden in der Höhe von nahezu 70 Millionen kontrahieren konnten.* Jedem ehrgeizigen, ordenslüsternen Bürgermeister irgend einer Gemeinde sind so durch die Schaffung der *Kommunal—Kredit—Anstalt* die Mittel in die Hand gegeben worden, um zur Befriedigung seines Ehrgeizes Schulden auf Schulden zu häufen.

Nach den von mir vor zehn Jahren gepflogenen Erhebungen über die auf Häusern, Grund und Boden in Niederösterreich, außerhalb Wiens, haftenden Hypothekarschulden beliefen sich dieselben auf 467 *Millionen Kronen* und dürften im Laufe der Jahre die Höhe von 500 *Millionen Kronen* erreicht haben. Die Bevölkerung des flachen Landes Niederösterreich, welche mit 1.334.460 Seelen, worunter zumindestens zwei Dritteile besitzlos sind, beziffert wird. Hat

an direkten Steuern	5,785.556 K
an Personaleinkommensteuer	1,345.418 »
an Landesfondszuschlägen	3,878.000 »
an Bezirksfondszuschlägen	7,814.752 »
an Gemeindeumlagen	3,778.800 »

Zusammen also: . . . 22,602.526 K

an Steuern und Auslagen zu leisten.

Die Verzinsung der 70 Millionen Gemeindefschulden erfordert jährlich, ohne Amortisation, die Zahlung von mindestens 2,800.000 K

Die Zinsen der auf den Realitäten haftenden Schulden von 500 Millionen betragen ohne Amortisation 20,000.000 »

Wie dieses leichtlebige Völklein die Last von nahezu 43 Millionen zu tragen im Stande ist, läßt sich nur erklären, wenn man sich die Tatsache vor Augen hält, daß es sozusagen bewußtlos in den Tag hineinlebt.

Im alten Rom fand Kaiser Augustus, bei seinem Regierungsantritt Verhältnisse vor, die den heutigen gleichen. Augustus strich kurzer Hand alle Schuldtitel!

Im Jahre 1811 strich Kaiser Franz alle Schuldtitel des Staates, was man *Staatsbankrott* nannte.

Statt daß der Staat die Länder und Gemeinden, die, trotzdem alle aus einem und demselben Säckel die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse holen, einer von dem anderen die Sanierung ihrer miserablen finanziellen Verhältnisse fordern, auf dieser schiefen Ebene aufhält, könnte man vielleicht im Jahre 1911, zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Staatsbankrotts, außer den Schulden des Staates, die heute nicht nach hunderten, sondern nach tausenden Millionen berechnet werden, auch die Schulden der Länder und Gemeinden und endlich auch die der Privaten streichen.

Eine besondere Aufregung würde diese finanzielle Sanierung nicht hervorrufen. Das Volk in seiner Schafsgeduld erträgt mit Gleichmut alles. Man kann mit ihm machen, was man will. Es wäre ja höchstens »a Hetz«. Die Zinsen der Staatsobligationen werden ja seit Jahren sukzessive gekürzt. Man nennt das Finanzoperationen. Der Realitätenbesitz ist schon über die Hälfte seines Wertes enteignet, indem mehr als die Hälfte des Erträgnisses der Staat, Arm in Arm mit den Ländern, Bezirken und Gemeinden, durch Neuerfindung von Steuern und fortwährende Erhöhung der Zuschläge und Umlagen absorbiert! Wozu diese stückweise Expropriierung? Ein rascher tiefer Schnitt, wie ihn Kaiser Augustus vollführt hat, wäre weniger schmerzlich und die Sanierung der finanziellen und wirtschaftlichen Misere, die den Weisen des Staates und der Länder so viel Kopfzerbrechen verursacht, wäre vollendet! Wir würden dann alle mit einander nichts besitzen! Es gäbe keine Armen und keine Reichen mehr, keine Arbeitsbienen und keine Drohnen, selbst die Freßgier der Auserwählten und Bevorzugten würde aufhören, denn der Freßtrog, aus dem sie fraßen, wäre leer.

Das Zeitalter ohne Geld, der Quelle alles Übels und aller Laster, wäre angebrochen!

Im Jahre 1901 legte ich dem Landtage den Voranschlag des niederösterreichischen Landesfonds für das Jahr 1903 vor.

Das *Erfordernis* bezifferte sich mit 31.588.369 K

Die *Bedeckung* mit 31,810.331 »

in welche der Staatsbeitrag von der Branntweinabgabe mit 2.067.110 K eingerechnet war. Der Überschuß betrug daher 221.962 K.

Ich wies ferner *Kassenbestände* in der Höhe von rund 5.000.000 Kronen aus! Außerdem hatte ich die vom Landtag am 30. Dezember 1899 beschlossene Anleihe von 2 *Millionen Gulden* zur Bestreitung der Hochwasserschäden nicht aufgenommen, sondern die 2 Millionen ebenfalls aus den vorhandenen Kassenbeständen gedeckt.

Diesem Voranschlag habe ich eine Tabelle über die Erfordernisse des n. —ö. Landesfondes in dem Dezennium von 1892—1902 angeschlossen, aus welcher ersichtlich war, daß die Ausgaben des Landes Niederösterreich innerhalb der Zeit von 10 Jahren von 17.180.398 Kronen auf 31.588.369 Kronen d. i. auf nahezu das Doppelte vermehrt wurden und daß seit dem Jahre 1896, in welchem Jahre die früher herrschende Partei im Landtage vom Schauplatz verschwunden war, die Ausgaben von 21.365.781 Kronen auf 31.588.369 Kronen also um 10.222.588 Kronen erhöht worden und daß zugleich die Schulden des Landes von 11½ Millionen auf 30 Millionen angewachsen sind.

Mit der Vorlage dieser Übersichtstabelle wollte ich mir meinen Antrag, daß der ausgewiesene Überschuß, sowie 3 Millionen der vorhandenen Kassenbestände nicht zur Herabminderung der Landesfondszuschläge um 3 Prozent verwendet werden sollen, begründen, da eine solche Herabminderung der Landesfondszuschläge nach den enormen sprunghaften Steigerungen der Ausgaben zu schließen, kaum ein Jahr überdauern würde.

Dieses Budget gab Anlaß zu endlosem Jubel! Die herrschende Partei pries ihre glänzende Finanzwirtschaft in allen Tonarten, während sie ihre Verschwendung, welche durch die Steigerung der Ausgaben des Landes um mehr als zehn Millionen innerhalb einer Wahlperiode erwiesen war, weise verschwieg.

Diesem Freudentaumel setzte ich nun bei Beratung des Budgets im Landtag einen Dämpfer auf, indem ich, nach eingehender Zergliederung der finanziellen Lage des Landes und insbesondere des von mir vorgelegten Budgets, kurzweg erklärte, daß wenn in der Weise fortgewirtschaftet wird, wie in den letzten sechs Jahren, der Landtag in weniger als zwei Jahren bemüßigt sein werde die Landesfondszuschläge abernals um fünf Prozent zu erhöhen.

Und siehe da! Schon für das Jahr 1905, welches ein gegen das Jahr 1902 um 6.972.533 Kronen erhöhtes Erfordernis aufwies, mußten die Landesfondszuschläge um 3 Prozent erhöht und für die beschlossene Erhöhung der Lehrergehalte eine Abgabe von einer Krone per Hektoliter Bier ausgeschrieben werden.

Diese Bierumlage wurde dem Publikum mit dem Hinweis, daß der Staat ebenfalls eine Bierauflage plane und das Land dem Staate zuvorkommen müsse, mundgerecht gemacht. Eine dümmere Lüge konnte man wahrlich nicht erfinden!

Zwei Jahre früher hatte derselbe Landtag sich gegen jede Erhöhung der Biersteuer, selbst wenn durch diese Erhöhung den Landesfinanzen aufgeholfen werden sollte, ausgesprochen. — — — — —

Ich hatte es satt, diesen Produktionen politischer Akrobaten auf dem Galgentrapez, welche ich 30 Jahre lang mit ansehen mußte, länger zuzusehen. Mich ekelte!

Ich nahm kein Mandat mehr an, legte alle Ehrenämter nieder und zog mich ins Privatleben zurück! Ich lebe nun ruhig und zufrieden in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut, die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!



Zum Prozeß Klein

Es gibt einen Grad des Brechreizes, der ein artikuliertes Urteil über den Geschmack einer Speise nicht mehr ermöglicht. Nur so viel muß gesagt werden:

Der Mangel an Beweisen dafür, daß Frau Klein gemordet hat, ward reichlich wettgemacht durch den Überfluß an Beweisen für ihren »unsittlichen Lebenswandel«. Auch daß eine Frau »Hang zur Lüge« betätigt, scheint in der Wiener Kriminalistik noch immer als ein den Mordverdacht bestärkendes Moment zu gelten. Wie sollte man aber eine Sensationsverhandlung über einen Raubmord, dessen Arrangement das Geheimnis der beiden Angeklagten ist, durch vier Tage hinausziehen, wenn man den Zuschauern die Zeit nicht mit »pikanten« Illustrationen des Vorlebens der angeklagten Frau vertreiben könnte, und des Privatlebens von Zeugen, die vor Jahren einmal, ohne Rücksicht auf die spätere Ermordung des Herrn Sikora mit ihr geschlechtlichen Umgang hatten? Ein Mordprozeß! Mit Behagen kann da der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' konstatieren:

»Eine *hübsche*, für einen Zeugen unbequeme Episode *amüsierte* heute einigermaßen das Publikum. Da hatte vor einigen Jahren ein Privatier, während seine Frau auf dem Lande lebte, mit der damaligen 'Ilonka' einige angenehme Stunden verlebt. Nur einige Stunden. Dann hatte er ihrer ganz vergessen. Allein sie vergaß seiner nicht. Als Frau Franziska Klein schickte sie ihm einen pneumatischen ¹ Brief mit der zärtlichen Bitte, sie zu besuchen. Dieses Billett ignorierte er allerdings. Auf welche Weise mochte wohl die Behörde hiervon Kenntnis erlangt haben? Genug, er mußte in diesem Sensationsprozeß vor Gericht erscheinen, um als Illustrationszeuge für das Bedürfnis der Frau Klein nach Liebhabern und Geld zu fungieren. Obwohl er vor der Zeugenbarre einen viel günstigeren Platz hatte, als die hunderte von Zuhörern, die ihre Eintrittskarten nur mühsam erlangen konnten, mochte ihm doch der Boden unter den Füßen heiß sein. Sein Erinnerungsvermögen war geschwunden; er kannte Frau Klein nicht und wußte auch von ihrem pneumatischen Billett nichts mehr. Es war ihm nicht unlieb, daß er sehr bald den Saal verlassen durfte.«

Herr Pollak, der Staatsanwalt, fand solche Feststellungen nicht unwichtig. Sie fundierten den Kernsatz seines Plädoyers, in welchem er die Erkenntnis aussprach, diese Mörderin sei »ebenso verkommen wie die Dirne, die auf der Straße dem ersten Besten gegen einen Schandlohn sich hingibt«. Schade, daß es auf der Stufenleiter weiblicher Verkommenheit keine so festmarkierten

1 geistvollen ?

Rangsklassen gibt wie auf der Stufenleiter männlicher Strebsamkeit. Es ist das Los der Frauen, zu »fallen«, und das Los der Staatsanwälte, Karriere zu machen. Da aber die individuellen Werte nicht von den sozialen bedingt sind, könnte ich mir den Fall ganz gut denken, daß eine »Dirne« für ihren »Schandlohn« mehr leistet als ein Staatsanwalt, der nicht imstande ist, die Fäden eines verbrecherischen Planes zu entwirren, und der die Lücken seiner kriminalistischen Einsicht mit sittlicher Entrüstung verstopfen muß.

*

Daß unsere Journalisten trockenen Fußes durch das Blutmeer dieses Prozesses hindurchkommen würden, war nicht zu erwarten. Aber die Art, wie Herr Löwy seine Leser verwöhnt, ist doch verblüffend. Gleich am ersten Tage des Prozesses ein Extra—Extrablatt! Wahrlich, die Raubmörder der Zukunft haben es besser als die der früheren Generationen. Die Anleitungen werden ihnen mit einer Promptheit ins Haus geliefert, die mit dem schwerfälligen Apparat der alten Journalistik nicht zu erzielen war. Und Herr Wilhelm Singer, in dessen Hand bekanntlich die Würde der Presse gegeben ist, bringt die Absätze des Kriminalromanes unter Spitzmarken wie es die folgenden sind:

»Wie sie ihn erwürgte, Wie sie ihm die Beine abhackte, Die Hände des Herrn Klein, Die Armmuskeln des Herrn Klein, Der blutige Sack, Die leuchtenden Augen, Die Toilette am Morgen des 4. Oktober, Die Ruhe der Sphinx, Der Herr in Hemdärmeln, Die schreckliche Nacht, Die verräterische Wäsche, Die Entdeckung.«

Sogar die Knöpfe an der Jacke des Fr. Navratil wurden uns beschrieben.

*

Die Blätter, die in ihrem Leitartikel die Sensationslust der Zuschauer geißelten, bemühten sich in ihrer Gerichtssaalrubrik, jene ihrer Leser, die nicht das Glück gehabt hatten, der Verhandlung beizuwohnen, hinreichend zu entschädigen. Das Tribunal wird zur Szene; das ist empörend. Aber die Heuchelei jener Empörten, die über eine Gerichtsverhandlung Theaterreferate schreiben, alle Heiterkeitsausbrüche während eines Blutgerichts verzeichnen und das »u. a.« auch an dieser Stätte nicht vergessen, ist empörender. Man wäre ja versucht, angesichts dieser großen Revue sämtlicher Wiener Jours am Saisonschluß, die da im Schwurgerichtssaal abgehalten ward, und weil sich das ekle Schauspiel in den Schillertagen begab, auszurufen: »Wahnsinn'ge Weiber, habt ihr kein Gefühl, daß ihr den Blick an diesem Schrecknis weidet?« Aber weibliche Neugier, die vergossenes Blut lorgnettiert, ist weniger schädlich und ekelhaft als journalistische Sensationslust, die es auf Flaschen zieht.

*

Die Frauen haben die Würde des Schwurgerichtssaals nicht zu wahren verstanden. Dafür haben sich die Geschwornen korporativ in ein photographisches Atelier begeben. Das Bild ist im Extrablatt' erschienen.

*

Was einem Schwerhörigen nicht alles durch ein Hörrohr mitgeteilt werden kann! »Frau Klein«, rief der Auskultant, »der Gerichtshof hat Sie zum Tode durch den Strang verurteilt!«

* * *

Ein Wiener Ereignis

Wien ist die ereignisvollste Stadt der Welt. Ich denke hier nicht an Alltagsereignisse, wie sie auch in anderen Städten sich abspielen können: eine

Raubmordverhandlung, ein politischer Korruptionsprozeß. Ich habe die Besonderheit jener Geschehnisse, die in Wien zu Ereignissen anwachsen, im Auge. Es gibt nichts, was hier nicht geeignet wäre, in einem unvorhergesehenen Moment Mittelpunkt zu werden. Der Herr, der, um sich einen Namen zu machen, sich auf der Ringstraße die Schuhe putzen läßt oder der andere, der, wenn er allzugroßes Aufsehen nicht fürchtet, im Schaufenster eines Restaurants Austern verzehrt, sind bloß Wiener Symbole. Von den Ereignissen, die sie bedeuten, wird natürlich der ernstere Wiener, dessen Phantasie sich Schuhputzen und Austernessen schlimmstenfalls vorstellen kann, nicht allzuviel Aufhebens machen. Dagegen kann er sich schon nicht mehr vorstellen, wie das ist, wenn eine Naive vom Deutschen Volkstheater einen Hausfreund küßt. Hier müssen darum auch die Zeitungsberichte aushelfen. Was aber gelten dann dem Leser die »russischen Wirren« neben der Klarheit, die der Eifer der Gerichtssaalberichterstatter über den Fall Brenneis schafft! Nach den neckischen Andeutungen über »brennheiße« Liebe und »brennendes Eis« des Herzens die plötzliche Enthüllung, daß eine Naive von einem »Verehrer ihrer Kunst« — wie die Schmockdiskretion sich gern ausdrückt — Geschenke genommen, daß sie Küsse gegeben und »das Recht auf Küssen verteidigt« hat: die Wiener Bevölkerung, diese große Kulissenschnüfflerin, lernt nicht aus.

Schon die Voraussetzungen der Affäre, die alle Federn in Bewegung setzt, tragen das Gepräge jener nur im Wiener Gehirnweichbild wurzelnden Geistesart. Eine Ehefrau beargwöhnt ihren Ehemann: eine Tatsache aus dem Familienleben, die, wie man glauben sollte, höchstens die Nachbarn zu bekümmern hat. Der Ehemann »erweist einer Schauspielerin Aufmerksamkeiten«: eine Tatsache aus dem Privatleben zweier Menschen, die, wie man glauben sollte, höchstens die Bewohner zweier Gassen beschäftigen kann. Jetzt kommt ein Advokat hinzu, und die Klage wegen »ehebruchsähnlicher Handlungen« oder wie das Vergnügen sonst heißt, ist fertig. Die Kenntnis der Eigenart des Wiener Lebens mit dem Klatschbedürfnis seiner Menschen und mit der Willfährigkeit seiner Journalisten müßte vor einem solchen Prozeß, auch wenn die Verurteilung der »Ehestörerin« sicher wäre, warnen. Was bis zur öffentlichen Austragung der Sache bloß die Angelegenheit der Nachbarn, Hausmeister und Milchfrauen war, schwillt dank einer Reportage, die keinen Kuß ungehört verhallen läßt, zum Groß—Wiener Ereignis an mit allen Folgeübeln von Interviews und Erklärungen. Ein vorsichtiger Klageanwalt müßte den schrecklichen Titel der Gerichtssaalberichte: »Küssen ist keine Sünd'« in seinen Träumen voraussehen und der gekränkten Gattin von der Flucht in die Öffentlichkeit, die heute die gerichtliche Erörterung der privatesten Dinge bedeutet, abraten. Da es nicht geschieht, schlägt das Kotmeer der Wiener Dummheit über den ahnungslosen Häuptern der Beteiligten zusammen. Dann teilt es sich in zwei Lager: Die das Recht auf Küssen und die das Recht auf Eifersucht verteidigen, kämpfen in der Wiener Journalistik mit gleich sachlichem Ernst für ihre Überzeugung. Ein Blatt erklärt »die Integrität der Schauspielerin für zweifellos«, während ein anderes aus der Tatsache, daß der Verehrer öfter Essen »und sogar Kaviar« in's Haus kommen ließ, eine schwere Anklage schmiedet ...

Aber die kleine Dame, die gewiß nicht das Talent zu einem anstößigen Privatleben hat und gewiß nicht den Mut hätte, sich dazu zu bekennen, sie, die sicher noch »sozialer« denkt, als die dummdreisten Sittenrichter ihres Standes, hat, um der Strafe zu entgehen, vor Gericht ihr Verhalten mit den freieren Sitten der Theatermenschheit entschuldigt. Das wäre, wenn man ihr den mutlosen Verzicht auf individuelle Rechte zum Vorwurf machen wollte, tadelnswert. Ihre Unwahrhaftigkeit lag darin, daß sie zu ihrer Rechtfertigung

sich erst auf eine Konvention, auf die Konvention der Freiheit, berufen zu müssen glaubte. Aber nur der kindischsten Heuchelei konnte es einfallen, die Konvention in Abrede zu stellen und gegen die kleine Dame, die sich nicht im Fühlen, aber in der Raison an die Wahrheit gehalten hat, Protestkundgebungen zu inszenieren. Vor demselben Gericht, vor dem die »küssende Naive« — der Ausdruck bedeutet jetzt eine fixe Vorstellung im Reportergehirn — sich auf die Theatersitte berief, hat ein ehemaliger Schauspieler des Deutschen Volkstheaters einen älteren Kollegen wegen Beleidigung verklagt. Direktor und Regisseur bezeugen die Theatersitte, die es dem Schauspieler erlaube, den jüngern Kollegen in rüden Worten zurechtzuweisen. Aber daß es üblich sei, jüngeren Kolleginnen mit Zärtlichkeit zu begegnen, stellen sie entrüstet in Abrede. In der Presse werden alle Soziologen losgelassen. Herr St—g meint, die Betonung einer besonderen Schauspielermoral werfe uns wieder in jene Zeiten zurück, »wo in den Dörfern der warnende Ruf erscholl: Die Wäsche von den Zäunen, die Komödianten kommen!« Das ist die übertreibende Art eines Mannes, der ganz gut weiß, daß ihm »nix g'schehn kann«, wenn Schauspielerinnen kommen. Als ob die Freiheit, zu küssen, gleichbedeutend wäre mit der Freiheit, zu stehlen! Nein, wenn Schauspielerinnen Küsse gaben, so ist heute leider bloß der Warnungsruf berechtigt: Die Bettwäsche von den Zäunen, die Journalisten kommen! ...

So eingefressen ist das Bedürfnis der Menschen, in Dingen der Sexualität anders zu sagen als zu fühlen, daß sie jede Gewährung einer Freiheit, statt sie in diesem Jammerdasein mit heißem Dank zu empfangen, als einen Angriff auf ihre »Ehre« zurückweisen. Welch ein Unglück wäre es, wenn wirklich zu recht bestünde, daß im Theatergetriebe freiere Formen herrschen, daß ein Kuß dort einen Gruß bedeutet! Aber da die Menschen alle Komödie spielen, ist es wenigstens erfreulich, daß die Schauspieler es mit mehr Talent tun. »In einigen Fällen«, schreibt ein kulturaktuelles Blatt, das sofort seine Interviewer ausgeschickt hat, »ist die Indignation über das Verhalten der angeklagten Schauspielerin vor Gericht sogar zu sehr heftigem Ausdruck gekommen«. Frau Retty will »eine korporative Stellungnahme« anregen, Herr Demuth »betrachtet seine Kolleginnen als Ladys«, Herr Slezak konzidiert — wie gnädig! — die Gewohnheit, »sich von einer hübschen Kollegin ein Busserl abzurufen«, als Jux, aber nicht als allgemeinen Brauch, Herrn Direktor Wallner, der sein Theater an der Wien als moralische Anstalt betrachtet, ist »eine solche Unverschämtheit noch nicht vorgekommen« und Herr Karczag und seine Gattin, die als wirtschaftliche Hausfrau bloß Stoff ersparen will, wenn sie in stark dekolletiertem Zustand auftritt, sind »erstaunt darüber, daß man über eine solche Frage überhaupt noch diskutiere«. Einzig Frau Annie Dirkens — vielleicht hat sie darum auch mehr Talent als ihre paprizierte Kollegin — wagt es auszusprechen: Wir Schauspielerinnen wollen und sollen nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden. Unser Beruf bringt es mit sich, daß wir mit viel mehr Leuten verkehren als andere Damen, daß wir aber auch freier und vorurteilsloser denken als diese. Eine Schauspielerin würde sich lächerlich machen, wenn sie außerhalb der Bühne, auf der sie vielleicht eine Rolle gespielt hat, die auf des Messers Schneide steht, die Naive und Unerschafene spielen wollte. Es sei ja übrigens eine bekannte Tatsache, daß in Schauspielerkreisen ein freierer Ton im Verkehr herrscht als sonstwo, daß es da gemütlicher zugeht. Man nehme das als etwas Selbstverständliches hin. Die meisten Kollegen bei einem Theater duzen sich auf der Bühne, und sie finde durchaus nichts daran, daß eine Schauspielerin mit einem ihr bekannten Herrn per du ist oder daß sie ihn küßt. Man sei ja auch allgemein daran gewöhnt, daß die Schauspielerinnen nicht so steif sind wie eine ehrsame Haus-

frau, die am Vormittag kocht, am Nachmittag die Wäsche ordnet und am Abend furchtbar prüde tut ...

Wenn die Herren Direktoren, Regisseure, Kollegen und vielleicht auch noch die Theateragenten Lust haben, sich an einem Protest gegen die Statuierung freierer Theatersitten, die *sie* geschaffen haben und von denen *sie* profitieren, zu beteiligen, mögen sie's versuchen und dem frechen Einfall der Berliner Tugendwächter, die einen Kranz vom Grabe der Jenny Groß nahmen, ein Pendant schaffen. Dann werden sie sich's aber auch gefallen lassen müssen, daß man von jedem Übergriff, den sie sich gegen Kolleginnen erlauben, von jeder Willensbeugung, von jedem Verlangen, dessen Erfüllung sie als ein selbstverständliches Vorrecht ihrer Stellung und ihrer Männlichkeit betrachten, in der Öffentlichkeit Kenntnis nimmt. Dann wird wenigstens das gemeine Interesse, das heute die Bevölkerung einer Großstadt an Kulissenaffären nimmt, zur sittlichen Forderung geadelt werden.

* * *

Journalist und Dienstmann

Ein Redakteur des 'Neuen Wiener Journals' hat sich, wie er den entzückten Lesern als Osterüberraschung mitteilt, als Dienstmann verkleidet, um seine Erlebnisse unter dem Titel »Einen Tag — Dienstmann« veröffentlichen zu können. Das sind Scherze, die nachgerade epidemisch werden. Man kann jetzt in Wien nie mehr wissen, woran man ist. Bietet einem im Restaurant ein Hausierer Zahnbürsteln — ich wollte schon sagen: Prioritätsaktien — an, Vorsicht: es kann ein verkleideter Redakteur der 'Zeit' sein; wobei die Täuschung umso vollkommener wäre als die vorhandenen Mittel die künstlerische Zutat fast überflüssig machten. Bietet dir ein Werkelmann seine Kappe dar, Vorsicht: es ist vielleicht ein Journalist, den es einmal gelüstet hat, sich in den Seelenzustand eines Mannes, der auch kleinere Beträge nimmt, zu versetzen. Mißtraue dem General, der in deiner Zeitung die Schlachten anderer Leute gewinnt! Seine Fahne ist ein Bürstenabzug, seine Waffe ein Revolver, seine Uniform von Herrschaften abgelegt. Sieh dir den Kondukteur in der Elektrischen genau an, bevor du ihm die Amtsehrenbeleidigung zufügst, ihn der Annahme eines Trinkgelds für fähig zu halten: auch auf diesen so schwerer Verdächtigung ausgesetzten Posten haben schon Wiener Redakteure »gespitzt«. Und jetzt ist einer auf die Idee verfallen, sich als Dienstmann zu verkleiden. Ein der journalistischen Sphäre ganz fernliegender Beruf, da ja der Dienstmann erfahrungsgemäß für die Bestellung einer Nachricht und nicht für ihre Verschweigung bezahlt wird. Aber es gibt vielleicht noch ein anderes Motiv, ein solches Amt, wenn auch nur für einen Tag, zu usurpieren. Etwa die sozialpolitische Pflicht, die den proletarischen Schriftsteller zwingt, sich als Bühnenarbeiter oder gar als Kanalstrotter zu verkleiden? Nun, im 'Neuen Wiener Journal' hat jeder Artikel, ob gestohlen oder nicht, Untertitel. Und da werden wir denn auch gleich über die Absichten unseres journalistischen Dienstmannes informiert. » ... Noble Kundschaft. — Allerhand müßige Frager. — *Wo sind die galanten Abenteuer? Die Taxe fürs Ansprechen und Nachsteigen. — Sie will einen Wagen.* — Schlechter Lohn.« Nein, ihn rief keine sozialpolitische Pflicht. »Warum soll ichs leugnen«, schreibt er wörtlich, die Mühsal des Dienstmannberufes kennen zu lernen, galt mir weniger, ich dachte mehr an lustige Abenteuer, an rosa Briefchen, an zu bestellende Rendezvous und derlei«. Da aber der Dienstmann, dessen Tracht unser Reporter geborgt hatte, »von Seite seiner Kollegen und seines Büros großen Unannehmlichkeiten aus-

gesetzt wäre, wenn seine Identität festgestellt würde, muß ich die präzise Angabe meines Standplatzes verschweigen und gebe folgendes zur *Ehrenrettung* des Mannes an, als dessen Remplaçant ich galt. Er erkundigte sich nach den *Ursachen*, die mich zur zeitweiligen Übernahme des Dienstmannpostens bestimmten, ließ sich das Vorhandensein eines gewissen Betriebskapitals vorweisen, partizipierte daran und entschloß sich endlich, nachdem er jede Aufklärung bekommen hatte, mir die Embleme seiner Macht zu verleihen, das ist größter Teil des Habits und Zettel mit seiner Nummer.«

Es ist ja schön, daß der Wackere die Unstatthaftigkeit des Handels, den er mit dem Dienstmann einging, erkennt und zugibt. Aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit wäre eine Wiederholung dieser und ähnlicher Verwandlungen besser zu vermeiden. Die Journalistik ist gefährlich genug, wenn sie sich mit dem Beruf bescheidet, den sie innehat. Die Perspektiven, die der journalistische Kostümwechsel eröffnet, sind grauenerregend. Nächstens wird man einen Dienstmann, dem man einen Brief an eine Geliebte übergeben will, fragen müssen: für welches Blatt schreiben Sie? Und wird sich erst durch seine Versicherung beruhigen lassen, daß er nicht für das 'Neue Wiener Journal' »plaudern« werde und daß für ihn die Galanterie des Auftrags kein Spezialinteresse habe. Das fehlt uns noch! Der Dienstmann an der Ecke meiner Straße, den ich hin und wieder in die Druckerei schicke, ist am Ende Mitarbeiter des Economist! ... Freilich gibt es Aufträge, die man selbst einem Reporter beruhigt erteilen kann. So z. B. erzählt der Eckensteher des Herrn Lippowitz selbst, er sei ausersehen worden, »einen Kaffee« für einen Herrn Taussig zu holen. Das mag angehen, — wiewohl ich mir von einem Vertreter des 'Neuen Wiener Journal' auch kein Genußmittel ins Haus bringen ließe. Daß er aber, wie er keck zugibt, für einen Oberleutnant Schmuck ins Versatzamt und für einen Sektionschef einen Brief »in eine noble Gasse im vierten Bezirk« getragen hat, ist unheimlich. In jedem Beruf, den er verfehlt hat, möge ein Journalist sich nachträglich einzudrängen versuchen. Nur nicht in den des Dienstmanns. Unfähigkeit kann nie so schlimmen Schaden stiften wie die Enttäuschung der Vorstellung, mit der gerade das Wesen des »Kommissionärs« verknüpft ist. Die erste Aufgabe des Dienstmannes ist Diskretion, die erste Aufgabe des Journalisten Indiskretion: nie werden die beiden Berufe eine organische Verschmelzung eingehen. Als ihm der Oberleutnant den Schmuck übergeben hatte, »da sah ich erst«, schreibt unser Dienstmann, welches unbegrenzte und ja durchaus *gerechtfertigte* Vertrauen dem Wiener Dienstmann entgegengebracht wird«. Und im nächsten Moment fragte er den Begleiter, der ihm sein Kostüm geborgt hatte: »Und die diskreten, feinen Agenden des Dienstmanns, Blumen, Präsente für Ballerinen?« Zu seinem Leidwesen mußte er erfahren, daß das »Damengeschäft« schlecht gehe; sonst hätten wir eine Bereicherung der anmutigen Rubrik »Wiener Leben« im 'Neuen Wiener Journal' zu erhoffen. Daß der Journalist als Dienstmann auch einmal die Unhöflichkeit der Menschen kennen lernt, ist ja gewiß heilsam. Er trifft ein Mitglied der Hofoper und muß enttäuscht melden: »Meine Devotion 'Ergebenster Diener, Herr Kammersänger' bewog ihn zu keiner Antwort.« Gestern noch wars umgekehrt; wenn es jetzt der Sänger nur nicht zu spüren bekommt! »Auf der Kärnthnerstraße sah ich Exzellenz Koerber, aber auch der *beschäftigt keine Dienstmänner*, seit er aus dem Amte ist.« War sich der Journalist, als er diesen Stoßseufzer tat, seiner Verkleidung bewußt? Wollte er sagen, Herr v. Koerber beschäftige keine Journalisten mehr, seit er aus dem Amte ist? ...

Aber wenn sie auch seit damals brotlos geworden sind, deshalb müssen sie noch immer nicht Dienstmänner werden. Und im Interesse unseres Privatlebens dürfen sie's nicht! Viel weniger besorgniserregend und viel natürlicher

wäre es, wenn Dienstmänner auf die Idee verfielen, Journalisten zu werden. Denn erstens wären dann die Blätter besser geschrieben und zweitens würde die Frage: »Sind Sie bezahlt?« von dem Empfänger einer Zeitung mit viel weniger Mißtrauen als jetzt gestellt werden. Auch ein[e] Pflichtversäumnis, wie sie der verkleidete Schmock zum Schlusse seiner Betrachtung schadenfroh lachend zugibt, würde sich der verkleidete Dienstmann nie zuschulden kommen lassen. Ein Herr schob jenem einen Koffer vor die Füße und rief ihm zu: »Westbahnhof, da haben Sie eine Krone fünfzig!« »Einen Augenblick, ich schick' einen Kollegen«, sagte der Schmock und war verschwunden. Ob er den Leitartikler seines Blattes geschickt hat, verrät er nicht ... Hoffentlich nimmt das Dienstmannsinstitut jene ehrenrätliche Untersuchung vor, zu der die Concordia eigentlich verpflichtet wäre. Aber ihr Resultat wird leider bloß die Bestrafung des armen Teufels, der sich für Trinkgeld schwerer Verletzung seiner Pflicht schuldig gemacht hat, und nicht die des unanständigen Verleisters sein. Immerhin wird dann die ekelhafte Ära der Verkleidungen ein Ende haben. Wer Journalist sein will, bringe sich als Journalist weiter. Der Tagdieb als Tagdieb. Wer aber einen Tag aus dem Leben eines Hausierers eines Kondukteurs, eines Dienstmannes usw. stehlen will, dem wird schließlich nur mehr eine Tracht, die ihm noch unbekannt ist, zu vergönnen sein: eine Tracht Prügel.



SCHILLER—FEIER

In einem ebenso gedankenreichen wie ungerechten Essay über Friedrich Schiller, den Otto Weininger hinterlassen hat, (»Über die letzten Dinge«, W. Braumüller) wird die Verwandtschaft des jetzt von der zudringlichen Liebe einer Welt von Schwätzern belästigten Dichters mit dem Journalismus behauptet. Wenn man Weininger glauben sollte, würde Schillers Erscheinung so recht zu dem eklen Getriebe, das sie heute umlärm, passen. »Das Verletzende an Schiller« sei »seine Freude im Chor, in der Herde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte; seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Zivilisationsstolz«. Schiller habe »recht eigentlich den Dünkel des Europäers und den verlogenen Enthusiasmus des Fortschrittsphilisters begründet«. »Was tiefere Menschen von Schiller immer abstoßen sollte, was Goethe von diesem stets in so großer Entfernung gehalten hat«, sei »jener voraussetzungslose Optimismus in ihm, kein transzendent—religiöser, kein nach dem Herausbrechen aus der Zeit verlangender, kein des Gottvertrauens voller, sondern ein immanent historischer Optimismus; ein Optimismus, der sich freut, wenn die Menschheit um tausend Jahre älter geworden ist, und begeistert die Addition in seinen Kalender einträgt; ein Optimismus, der nicht hofft, sondern selbst in seinen Hoffnungen schon gesättigt ist, weil ihm die Erscheinungen nicht das Mittel sind, um zu den Symbolen durchzudringen, sondern die Symbole ihm nur die Erscheinung sollen verschönern helfen«. Darum sei Schiller »nicht sehnsüchtig, sondern nur sentimental, wenn die Erscheinung mit der Idee nicht kongruiert«. Niemand sei »so ganz wie er Dichter der Familie«. Neben der ungeheuren technischen Routine seiner Werke habe zu seiner Popularität am meisten »diese

verlogene Vergoldung des Philistertums beigetragen, diese raffiniert—künstliche Weihe des Alltagslebens ('Die Glocke'), aus dessen Perspektive er alle geschichtlichen Erscheinungen erblickt, um sie zum Hintergrunde des bürgerlichen Idylls zu machen«. Schiller — »der Typus jener Menschen, die auf die Gründe des Seins gekommen zu sein glauben, bloß weil sie seine Abgründe nie empfunden haben«. »Was ihn endgültig zum Journalisten stempelt, ist die Rührseligkeit, die von einem tragischen Geschehnis schwätzt, wenn ein Mensch auf der Gasse überfahren wird; und es ist vor allem eben jene Bindung an den Tag und die Stunde, jene Philistrosität, die sich am kosmischsten dann gestimmt fühlt, wenn ein Jahrhundertwechsel vor sich geht«.

In solch gallige Laune, deren Ausdruck wohl nur gewisse Partien Schiller'scher Entwicklung berührt, könnte einen das Gebimmel der Festtage mit Ministerreden, Denkmünzen und Säkularfressen durchaus versetzen. Schließlich konnte doch ein Goethe »denn er war unser« bekennen. Bloß jenes Gemeinsamkeitsgefühl, das heute jeder Kommis und Zeitungsschreiber stürmisch offenbart, ist das, was geschmackvolle Leute wirklich als das »Verletzte an Schiller« empfinden. Übrigens hat Schiller in jenen sturmvollen Tagen, da noch nicht der Zitrone saftiger Kern zu populär—philosophischen Beziehungen gepreßt werden mußte (da noch nicht des Zuckers lindernder Saft die herbe Kraft des Dichters zähmte, noch nicht des Wassers sprudelnder Schwall seinem Temperament sich vermischte), Gedichte geschaffen, die Literaturhistorikern ein Gräuel und darum Kennern ein Labsal sind. Seine sprachliche Gewalt — nicht bloß Routine — haben sie immer bewundert und seiner Feuermuse, »die hinan den hellsten Himmel der Erfindung stieg«, auch dort noch gelauscht, wo sie ihnen ethische Hausmannskost zuwarf. Aber jene Gedichte lesen sie am liebsten, die der Dichter selbst in die Sammlung nicht aufgenommen hat. Sie fehlen in den meisten Ausgaben und außer den Schillergelehrten, die sie hassen, kennt sie niemand. Hier eines, das 1781 ohne Angabe des Ortes und Jahres, sowie des Verfassers, Druckers oder Verlegers bei Metzler in Stuttgart erschienen ist. Ein unerhörter Moralhohn tobt darin, die Phantasie eines Rops hat diesen Triumphzug der Sinnlichkeit geordnet, Frank Wedekind könnte ihn beschrieben haben und zur Gitarre begleiten — nur mit besserer Prägnanz der weitschweifigen, in manchen Strophen schon meisterhaften, oft noch schwülstigen oder schwäbelnd saloppen Form und mit deutlicherer Betonung der rein ästhetischen Absicht, die Schiller's Herausgeber so wenig verstanden, daß sie ihm außer dem Tadel der »Stoffwahl« auch noch das Lob einer sittenrichterlichen Tendenz zufügten. Ihm, der in jener Zeit das berühmte »Kastraten und Männer« (»Ich bin ein Mann ... «) schrieb, das er später freilich entmannt und kastriert, »Männerwürde« betitelt und um die besten Strophen gebracht hat, ihm, der damals noch kein Bedenken trug, die Brüste des Weibes »Halbkugeln einer bessern Welt« zu nennen.

Der Venuswagen ¹

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt scharenweis.
Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Höret Kinder Prometheus'!

Welkes Alter — Rosenfrische Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,

1 In diesem und dem folgenden Gedicht ist die Schreib— und Interpunktionsweise der ersten Drucke beseitigt. [KK]

Spröde Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Mut!

Philosophen — Könige — Matronen,
Deren Ernst Kupidos Pfeile stumpft
Deren Tugend wankt auf schwanken Thronen,
Die ihr (nur nicht über *euch*) triumpht.

Kommt auch ihr, ihr sehr verdächt'gen Weisen,
Deren Seufzer durch die Tempel schwärmt,
Stolz prunkieret, und vielleicht den leisen
Donner des Gewissens überlärmst,

Die ihr in das Eis der Bonzenträne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Pharisäer mit der Janus—Miene!
Tretet näher — und verstummt.

Die ihr an des Lebens Blumenschwelle
In der Unschuld weißem Kleide spielt,
Noch nicht wilder Leidenschaften Bälle,
Unbefleckten Herzens feiner fühlt.

Die ihr schon gereift zu ihren Giften,
Im herkulschen Scheidweg stutzend steht,
Hier die Göttin in den Ambradüften,
Dort die ernste Tugend seht,

Die ihr schon vom Taumelkelch berauschet
In die Arme des Verderbens springt,
Kommt zurücke Jünglinge und lauschet,
Was der Weisheit ernste Leier singt.

Euch zuletzt noch, Opfer des Gelustes,
Ewig nimmer eingeholt vom Lied,
Haltet still, ihr Söhne des Verlustes!
Zeuet wider die Verklagte mit.

Klingklang! Klingklang! schimpflich hergetragen
Von des Pöbels lärmendem Hußah!
Angejochet an den Hurenwagen
Bring ich sie, die Metze Zypria.

Manch Histörchen hat sie aufgespulet
Seit die Welt um ihre Spindel treibt,
Hat sie nicht der Jahrzahl nachgebuhlet,
Die sich vom verbotnen Baume schreibt?

Hum! Bis hieher dachtest du's zu sparen?
Mamsell! Gott genade dich!
Wiß! so sauber wirst du hier nicht fahren
Als im Arm von deinem Ludewig.

Noch so schelmisch mag dein Auge blinzen,
Noch so lächeln dein verhexter Mund.
Diesen Richter kannst du nicht scharwenzeln
Mit gestohlner Mienen Gaukeibund.

Ja so heule — Metze, kein Erbarmen!
Streift ihr keck das seidne Hemdchen auf.
Auf den Rücken mit den runden Armen!
Frisch! und patschpatsch! mit der Geißel drauf.

Höret an das Protokoll voll Schanden,
Wie's die Garstge beim Verhöre glatt
Weggelogen oder gleich gestanden
Auf den Zuspruch dieser Geißel hat.

Volkbeherrscher! Götter unterm Monde,
Machtumpalizert zu der Menschen Heil,
Hielt die Buhlin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O da lernen Götter — menschlich fühlen,
Lassen sich fast sehr herab zum — Vieh
Mögt ihr nur in Nasos Chronik wühlen,
Schnackisch stets zu lesen hie.

Wollt ihr Herren nicht skandalisieren,
Werft getrost den Purpur in den Kot,
Wandelt wie Fürst Jupiter auf vieren,
So erspart ihr ein verschämtes Rot.

Nebenbei hat diese Viehmaskierung
Manchem Zeus zum Wunder angepaßt,
Heil dabei der weisen Volkregierung,
Wenn der Herrscher auf der Weide grast!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen
(O auf Erden das Elysium)
Durch die Nerven bohren Höllenschmerzen,
Kehren sie zu wilden Tigern um.

Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Tier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel,
Und ermauscheln Kron und Reich dafür.

*Ja die Hure (laßt ins Ohr euch flüstern)
Bleibt auch selbst im Kabinett nicht stumm.
In dem Uhrwerk der Regierung nistern
Öfters Venusfinger um.*

Blinden Fürsten dienet sie zum Stocke,
Blöden Fürsten ist sie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberrocke

Einst zu Delphos Götterspruch?

Mordet! Raubet! Lästert, ja verübet
Was nur greulich sich verüben läßt —
Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
O so haltet eure Köpfe fest!

Ha! wie manchen warf sie von der Höhe!
Von dem Rumpf wie manchen Biederkopf!
Und wie manchen hub die geile Fee,
Fragt warum? — Um einen dicken Zopf.

Dessen Siegesgeiz die Erde schrumpfte,
Dessen tolle Diademenwut
Gegen Mond und Sirius triumphte,
Hoch gehoben von der Sklaven Blut,

Dem am Markstein dieser Welt entsunken
Jene seltne Träne war,
Vom Saturnus noch nicht aufgetrunken
Nie vergossen, seit die Nacht gebar,

Jenen Jüngling, der mit Riesenspanne
Die bekannte Welt umgriff
Hielte sie zu Babylon im Banne
Und der — Weltpopanz entschlief.

Manchen hat ins Elend sie gestrudelt,
Eingetrillert mit Sirenensang,
Dem im Herzen warme Kraft gesprudelt,
Und des Ruhms Posaune göttlich klang.

An des Lebens Vesten leckt die Schlange,
Geifert Gift ins hüpfende Geblüt
Knochen dräuen aus der gelben Wange,
Die nun aller Purpur flieht

Hohl und hager, wandelnde Gerippe
Keuchen sie in des Kozytus Boot.
Gebt den Armen Stundenglas und Hippe
Huh! — und vor euch steht der Tod.

Jünglinge, o schwöret ein Gelübde,
Grabet es mit goldnen Ziffern ein:
Fliehet vor der rosigten Charybde
Und ihr werdet Helden sein.

Tugend stirbet in der Phrynen Schoße
Mit der Keuschheit fliegt der Geist davon,
Wie der Balsam aus zerknickter Rose,
Wie aus rißnen Saiten Silberton.

Venus' Finger bricht des Geistes Stärke,

Spielet gottlos, rückt und rückt
An des Herzens feinem Räderwerke
Bis der Zeiger des Gewissens — lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung sprühte,
Eitel ringt das göttlichste Genie
Martert sich an schlappen Saiten müde,
Wohlklang fließt aus toten Trümmern nie. —

Manchen Greisen, an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erstarrtem Fuß
In den Abgrund des Afernus schwankend,
Neckte sie mit tödlich süßem Gruß.

Quälte noch die abgestumpften Nerven
Zum erstorbnen Schwung der Wollust auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu schärfen,
Frisch zu spornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen sprühen erborgte Strahlen,
Tödlich munter springt das schwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln prahlen
Mit des Herzens letzlichem Tribut.

Neuverjüngt beginnt er aufzuwachen,
All sein Wesen zuckt in *einem* Sinn,
Aber husch! entspringt sie seinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Was für Unfug in geweihten Zellen
Hat die Hexe nicht schon angericht?
Laßt des Doms Gewölbe Rede stellen,
Das den leisen Seufzer lauter spricht.

Manche Träne — aus Pandoras Büchse —
Sieht man dort am Rosenkranze glühn.
Manchen Seufzer vor dem Kruzifixe
Wie die Taube vor dem Stößer fliehn.

Durch des Schleiers vorgeschobne Riegel
Malt die Welt sich schöner wie ihr wißt,
Phantasie leiht ihren Taschenspiegel,
Wenn das Kind das Paternoster küßt.

Siebenmal des Tages muß der gute
Michael dem starken Moloch stehn,
Beide prahlen mit gleich edlem Blute,
Jeder, wißt ihr, heißt den andern gehn.

Puh! da splittert Molochs schwächres Eisen!
(Armes Kind! wie bleich wirst du!)
In der Angst (wer kann es Vorsatz heißen?)
Wirft sie ihm die Zitternadel zu.

Junge Witwen — vierzigjähr'ge Zofen
Feuriger Komplexion,
Die schon lange auf — Erlösung hoffen,
Allzufrüh der schönen Welt entflohn.

Braune Damen — rabenschwarzen Haares
Schwer geplagt mit einem siechen Mann,
Fassen oft — die Hörner des Altares,
Weil der Mensch nicht helfen kann.

Fromme Wut begünstigt heiße Triebe,
Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf —
Ach zu oft nur drückt der Gottesliebe
Aphrodite ihren Stempel auf.

Nymphomanisch schwärmet ihr Gebete
(Fragt Herrn Doktor Zimmermann)
Ihren Himmel — sagt! was gilt die Wette? —
Malt zum küssen euch ein Titian! —

Selbst im Rathaus hat sie's angesponnen,
Blauen Dunst Asträen vorgemacht,
Die geschwornen Richter halb gewonnen,
Ihres Ernstes Falten weggelacht.

Inquisitin ließ das Halstuch fallen,
Jeder meinte, sei von ohngefähr!
Potz! da liegts wie Alpen schwer auf allen,
Närrisch spukts um unsern Amtmann her.

Sprechet selbst — was war dem Mann zu raten?
Dies verändert doch den Statum sehr. —
»Inquisitin muß man morgen laden,
Heute geb ich *gütliches* Verhör.«

Und — wär nicht Frau Amtmännin gekommen
(Unserm Amtmann krachts im sechsten Sinn)
Wär der Balg ins Trockne fortgeschwommen,
Dank seis der Frau Amtmännin!

Auch den Klerus (denkt doch nur die Lose)
Selbst den Klerus hat sie kalumniert.
Aber gelt! — mit einem derben Stoße
Hat man dir dein Lügenmaul pitschiert?

Damen, die den Bettelsack nun tragen,
Ungeschickt zu weiterem Gewinnst,
Matte Ritter, die Chamade schlagen
Invaliden in dem langen Dienst,

Setzt sie, (wies auch große Herren wissen)
Mit beschnittner Pension zur Ruh,

Oder schickt wohl gar die Leckerbissen
Ihrer Feindin — Weisheit zu.

(Weine Weisheit über die Rekruten,
Die dir Venus Aphrodite schickt,
Sie verhüllen unter frommen Kutten
Nur den Mangel, der sie heimlich drückt.

Würde Amors Talisman sie rühren,
Nur ein Hauch von Zypern um sie wehn ?
O sie würden hurtig desertieren
Und zur alten Fahne übergehn.) —

Sehet und der Lüstlingin genüget
Auch nicht an des Torus geiler Brunst,
Selbst die Schranken des Geschlechts besieget
Unnatürlich ihre Schlangenkunst.

Denket — doch ob dieser Schandenliste
Reißt die Saite, und die Zunge stockt;
Fort mit ihr aufs schimpfliche Gerüste,
Wo das Aas den fernen Adler lockt

Dort soll mit Feuergriffel schreiben
Auf ihr Buhlinangesicht das Wort:
Tod: der Henker — so gebrandmarkt treiben
Durch die Welt die Erzbetrügrin fort.

— — — — —

So gebot der weise Venusrichter.
Wie der weise Venusrichter hieß?
Wo er wohnte? Wünscht ihr von dem Dichter
Zu vernehmen — so vernehmet dies:

Wo noch kein Europersegel brauste,
Kein Kolumb noch steuerte, noch kein
Kortez siegte, kein Pizarro hauste,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein.

Dichter forschten lange nach dem Namen —
Vorgebirg des Wunsches nannten sie's,
Die Gedanken, die bis dahin schwammen,
Nanntens — das verlorne Paradies.

Als vom ersten Weibe sich betrügen
Ließ der Männer erster, kam ein Wasserstoß,
Riß, wenn Sagen Helikons nicht lügen,
Von vier Welten diese Insel los.

Einsam schwimmt sie im Atlantschen Meere
Manches Schiff begrüßte schon das Land,
Aber ach — die scheiternde Galeere

Ließ den Schiffer tot am Strand.

Das klingt noch etwas anders als: »Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau« ... Das waren, wie entrüstete Literaturhistoriker, das höchste Lob zum Tadel kehrend, schreiben, »üppig sinnliche Phantasien, die mit den Bildern der Vergänglichkeit und Verwesung hinter dem lachenden Schein des Lebens ein widerliches Spiel treiben«. In der »stofflichen« Mißbilligung gehen diese kundigen Thebaner so weit, dem jungen Schiller die Schwärmerei für Laura übel zu nehmen; »sie war«, schreibt einer wörtlich, »weder schön noch geistreich und *später auch nicht tugendhaft*« ... Dieser Periode Schiller'scher Entwicklung, die so viel Ärgernis in literarhistorischen Kreisen erregt hat, entstammt auch ein Gedicht, (»Anthologie auf das Jahr 1782«) mit dessen Zitierung ich wieder der schillerfeiernden Journalistik eine angenehme Überraschung bereiten möchte. Sie wird endlich erfahren, wie Schiller *sie* gefeiert hat.

Die Journalisten und Minos

Mir kam vor wenig Tagen,
Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ewgen Plagen
Die Zeitung zu Gesicht.

Sonst frag ich diesem Essen
Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freikorps unsrer Pressen,
Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloß lockte
Izt meinen Fürwitz an,
Denkt! wie das Blut mir stockte,
Als ich das Blatt begann:

»Seit zwanzig herben Jahren«
(Die Post, versteht sich, muß
Ihr saures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus)

»Verschmachteteten wir Arme
»In bitterer Wassersnot,
»Die Höll kam in Allarme
»Und forderte den Tod.

»Den Styx kann man durchwaten,
»Im Lethe krebset man,
»Freund Charon mag sich raten,
»Im Schlamme liegt sein Kahn.

»Keck springen schon die Tote
»Hinüber, jung und alt,
»Der Schiffer kommt vom Brode
»Und flucht die Hölle kalt.

- »Fürst Minos schickt Spionen
 - »Nach allen Grenzen hin,
- »Die Teufel müssen frohnen
 - »Ihm Kundschaft einzuziehn.

- »Juhe! nun ists am Tage!
 - »Erwischt das Räubernest!
- »Heraus zum Freudgelage!
 - »Komm Hölle, komm zum Fest!

- »Ein Schwarm Autoren spükte
 - »Um des Kozytus Rand,
- »Ein Tintenfäßchen schmückte
 - »Die ritterliche Hand.

- »Hier schöpften sie, zum Wunder,
 - »Wie Buben süßen Wein
- »In Röhren von Hollunder,
 - »Den Strom in Tonnen ein.

- »Husch! Eh sie sich's versahen!
 - »Die Schlingen über sie! —
- »Man wird euch schön empfahen
 - »Kommt nur nach Sanssouci.

- »Schon wittert sie der König,
 - »Und wetzte seinen Zahn,
- »Und schnauzte drauf nicht wenig
 - »Die Delinquenten an.

- »Aha! sieht man die Räuber?
 - »Wess Handwerks? Welches Lands?
- »»*Sind teutsche Zeitungsschreiber!*««
 - »Da haben wir den Tanz!

- »Schon hätt ich Lust gleichbalden
 - »Euch, wie ihr geht und steht,
- »Bei'm Essen zu behalten,
 - »Eh euch mein Schwager mäht.

- »Doch schwör' ichs hier bei'm Styxe,
 - »Den eure Brut bestahl!
- »Euch Marder und euch Füchse
 - »Erwartet Schand und Qual!

- »So lange bis er splittert
 - »Spaziert zum Born der Krug!
- »Was nur nach Tinten wittert
 - »Entgelte den Betrug!

- »*Herab mit ihren Daumen!*
 - »*Laßt meinen Hund heraus!*
- »Schon wässert ihm der Gaumen

»Nach einem solchen Schmaus.

»Wie zuckten ihre Waden
»Vor dieses Bullen Zahn!
»Es schnalzen Seine Gnaden,
»Und Joli packte an.

»Man schwört, daß noch der Stumpen
»Sich krampfigt eingedruckt,
»Den Lethe auszupumpen
»Noch gichterisch gezuckt.

Und nun ihr guten Christen
Beherzigt den Traum!
Fragt ihr nach Journalisten,
So sucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lücken,
Wie Gauner ohne Ohr
Sich helfen mit Perücken —
Probatum! Gut davor!

Sie haben ihre Tinte aus dem Höllenfluß gestohlen. Aber Lethe ist auch der Strom des Vergessens, der Strom des Totschweigens. Ein Glück für Schiller, daß er sich später gebessert hat! ...

Man kann sicher sein, in jedem Lebenswerk eines Großen irgendwo eine Stelle zu finden, in der er der Geniepflicht der Preßverachtung genügt hat. Hundert Jahre vor der Machtentfaltung der Journalistik haben Dichter gesagt, wie sie über das Handwerk denken. Nach hundert Jahren, wenn alles Holz des Dichterdickwäldes für Zeitungspapier aufgebraucht sein wird, wird die große Kulturfeindin keinen Protest mehr zu fürchten haben.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein mutiger Mann]

Geograph. Ein mutiger Mann scheint der Herr Professor Dr. August Böhm Edler von Böhmersheim, Redakteur der 'Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien' zu sein. Er versendet an seine Abonnenten die folgende »ERKLÄRUNG betreffend den Artikel 'Nordische Reise' von Heinrich Pudor in dem letzten Hefte der Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien.« Sie war bereits teilweise in einem Blatte zitiert, verdient aber wegen des besonders mannhaften Schlusses vollständig verewigt zu werden:

»Der unterzeichnete Redakteur, der in der letzten Zeit beruflich mehr als sonst in Anspruch genommen war — nicht zumindest durch das seit Neujahr eingeführte öftere Erscheinen der 'Mitteilungen' — hat den oben genannten Artikel von Pudor, darin eine unverfängliche, feuilletonistische Reiseschilderung vermutend, leider ohne genaue Durchsicht in Druck gegeben. Der Gedanke, daß sich Herr Dr. Pudor in einem Aufsätze, den er einer geographischen Fachzeitschrift einreicht, in religiösen, nationalen und politischen Ausfällen ergehen würde, lag dem Unterzeichneten

umso ferner, als er ja bereits vier Artikel aus der Feder desselben Verfassers in den 'Mitteilungen' veröffentlicht hatte ('Islandfahrt', 'Von den Faer—Oer', 'Von den Kanalinseln', 'Normannische Reise'), welche Artikel durchaus sachlich und dem Rahmen einer geographischen Zeitschrift entsprechend gehalten waren und in den Mitgliederkreisen vielfach lebhaften Anklang gefunden hatten. Leider hat sich der Unterzeichnete IN SEINEM VERTRAUEN GETÄUSCHT. Daß der Artikel gleich von vornherein zurückgewiesen worden wäre, wenn der Unterzeichnete nähere Einsicht darein genommen hätte, ist wohl überflüssig, erst besonders zu bemerken. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Unterzeichnete dieses Vorkommnis im Interesse der Gesellschaft TIEF BEDAUERT. Daß der in Rede stehende Artikel dauernd in unseren Publikationen verbleibe, geht nicht an. Er wird hiermit OFFIZIELL ZURÜCKGEZOGEN UND ANNULLIERT. Demgemäß wird ERSUCHT, DIE SEITEN 133—188 aus dem letzten Hefte (Nr. 3) der 'Mitteilungen' HERAUSZUNEHMEN UND ZU VERNICHTEN. Als Ersatz hierfür (sofern nicht die Leitung der Gesellschaft inzwischen eine veränderte Neuauflage des ganzen Heftes beschließen sollte) wird mit dem nächsten Hefte ein Ergänzungsheft versendet werden, dessen erste Seite mit der Zahl 133 bezeichnet sein und an dessen letzte Seite sich die Paginierung der Nr. 4 unmittelbar anschließen wird. In diesem Ergänzungs— oder Ersatzhefte wird der annullierte Artikel durch andere Artikel ersetzt sein, wogegen der restliche Inhalt von Nr. 3 (Seite 173—188) darin unverändert (nur mit anderer Seitenbezifferung) wiederkehren wird. DER VON DER REDAKTION BEI DER DRUCKLEGUNG DER PUDORSCHEN ARTIKELS VERSEHENTLICH BEGANGENE MISSGRIFF WIRD NACH DURCHFÜHRUNG DES EBEN GESAGTEN KEINE SPUR IN DEN 'MITTEILUNGEN DER K. K. Geographischen Gesellschaft' hinterlassen.« —

Der Aufsatz des Herrn Pudor soll ein paar zarte Anspielungen auf angebliche Mißstände in Rußland enthalten haben ... Angesichts des bedrohlichen Umsichgreifens der Genickstarre wirkt das Beispiel eines Mannes, der von der Seuche nie ergriffen werden kann, an sich erfreulich. Herr Professor Böhm hat sich durch seine Erklärung vollständig in die Gunst einiger hochgestellten Mitglieder der »Geographischen Gesellschaft« begeben ¹. Dabei stieß er freilich nach rückwärts mit den Beinen aus und enttäuschte zahlreiche Gelehrte, die zwar zugeben, daß man den Pudor unterdrücken dürfe, doch nicht jenen unerläßlichen pudor, der einen Mann der Wissenschaft von einem Fußfall abzuhalten pflegt.

[Alldutsche]

Politiker. Manchmal ist's mir wieder, als ob die alldutsche Publizistik die dümmste wäre. In Cilli schrieb neulich einer, Bismarck sei »im GUTEN wie im BÖSEN groß, treu und SITTLICH HOCHSTEHEND« gewesen. Im Guten wie im Bösen groß — da glaubt man schon, ein deutscher Mann habe sich einmal zu einem

1 Man darf solche Gesinnungslumperei im Dienste zur Verblödung der Bevölkerung aber keinesfalls mit solchen Erscheinungen wie die kurzfristige Ausladung des Kirchenkritikers Karlheinz Deschner bei Maischberger oder (15. Mai 2012) der Islamkritikerin und Ex—Muslimin Sabatina James ebenfalls bei Maischberger verwechseln. In letzterer Sendung wurde reicher Ersatz durch den im Nachthemd und mit Häkelmützchen behäbig dalümelnden kriminellen Haßprediger (wird von der ARD als Islamgelehrter bezeichnet und vom Sächsischen Verfassungsschutz beobachtet)) Hassan Dabbagh geboten, der bekanntlich keiner Frau die Hand gibt, weil Frauen minderwertige Geschöpfe Allahs sind. Seine äußerliche wohlgenährte Erscheinung zeigt übrigens, wie gut Deutschland seine Feinde ernährt, leider aber nicht im Gefängnis.

vernünftigen Standpunkt, dem ästhetischen, aufgerafft. Im Nu muß er uns versichern, daß der Mann, der auch im Bösen groß sein konnte, »sittlich hochstehend« war ... Wie ich mir die bekannte »Lage der Deutschen in Österreich« vorstelle? Auf den Kopf gefallen.

[Ehrung Mitterwurzer's]

Kriminalist. Mitterwurzer hat dem jungen Angeklagten, der Schauspieler werden wollte, sehr zutreffend geschrieben: »Will man ein tüchtiger Kerl beim Theater werden, so geht man durch«. Präsident: »Wir kennen Mitterwurzer, wir wissen, was für ein bedeutender Schauspieler, WAS FÜR EIN FESCHER KERL ER WAR. Trotzdem darf man solche Worte nicht ernst nehmen«. Staatsanwalt (mit Nachdruck): »Er war ein ehrenwerter Charakter bis zu seinem Ende«. — Und da sage man noch, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht! Fesch und ehrenwert — das wird Mitterwurzer in der Erinnerung der Wiener bleiben, auch wenn längst kein Zeuge seiner ephemeren schauspielerischen Leistungen am Leben sein wird. Richtiger kann man sein Wesen gar nicht charakterisieren. Vor allem ehrenwert — das war Mitterwurzer's Individualität. Nur schade, daß es so leicht ist, »bis zu seinem Ende«, und so schwer, VON SEINEM ANFANG an ein ehrenwerter Charakter zu sein! Dem verlorenen Knaben auf der Anklagebank war also mit diesem Vorbild nicht zu imponieren.

[Meine Leser]

Kaufmann. Mit der Auffassungsfähigkeit des Lesers ist es noch sehr schlecht bestellt. Würde man beim Schreiben daran denken, daß man für's Publikum schreibt, man müßte sich erhängen. Dennoch glaube ich nicht zu jenen Schriftstellern zu gehören, die in sich hinein, sondern zu jenen, die aus sich herausschreiben. Ich habe immer ein Lesergehirn vor mir. Ich diene ihm nicht und bringe ihm keinen Gedanken zum Opfer. Aber ich setze bei ihm auch nichts voraus und gebe ihm seine Prämissen, die zum Verständnis meiner Schlüsse notwendig sind. So ist mein Gedankengang kein Labyrinth, sondern ein bis auf Widerruf freiwillig eröffneter Durchgang. Aber nur der ideale Leser kann jener Passant sein, dem zuliebe die Eröffnung geschah. An »die Leser« denke ich nicht. Unter ihnen mögen vortreffliche und gebildete Leute sein: man macht schauerliche Erfahrungen mit ihnen. Da bemühte ich mich in Nr. 178, den Begriff der Berufsethik zu fassen und auseinanderzusetzen, daß Herr Marschall als Besitzer einer Bildhauerfirma zwar der kaufmännischen, aber nicht der künstlerischen Standesmoral genügt habe. Natürlich, soweit sein Handel mit fremden Kunstwerken in Frage kommt. Denn die »Preisunterbietungen bei der Bewerbung um Medaillenaufträge« würden, wie ich ausdrücklich schrieb, auch vor dem Richtstuhl der kaufmännischen Berufsethik verurteilt werden. Aber in der Hauptsache hat es sich bloß um die Signierung der Kunstwerke, die Herr Marschall von seinen Angestellten erzeugen ließ, gehandelt. Und hier sagte ich, um den Vergleich auf eine drastische Formel zu bringen: Herr Marschall ist »im Sinne des Wiener kaufmännischen Vereines ein Ehrenmann«: er ist seinen Kunstbediensteten keinen Heller schuldig geblieben. Heute bekomme ich nun von einem sonst sehr schätzbaren Leser die folgende freundliche Vermahnung in's Haus gestellt:

»Mich erquickt nicht nur jedes frische Heft Ihrer Zeitschrift, ich finde meine Freude daran, zuweilen auch in den älteren Nummern zu blättern. Da wurde ich denn heute durch Ihren Marschall—Artikel in Nr. 178 an eine begangene Unterlassungssünde erinnert. Schon vor Monatsfrist wollte ich auf einen Satz reagieren, der einer irrigen Auffassung Ihrerseits entflohen ist ... Sie wollten damit dem Verein sicherlich nicht nahetreten ... Ich fühle mich aber

verpflichtet, zu Ihrer persönlichen Aufklärung Ihnen mitzuteilen, daß der Wiener kaufmännische Verein als Repräsentant jener Kai — Ethik, die Sie mit Fug geißeln, nicht anzusehen ist«.

Folgt Aufzählung aller Edeltaten des Vereines und die typische Versicherung jener Gönner, die mich auf einer »falschen Information« ertappt haben: »Ich denke, ein Mann wie Sie, dessen Amt es ist, mit der Fackel der Wahrheit in das soziale Komödienspiel hineinzuleuchten, muß selbst möglichst gut informiert sein.« Aber der freundliche Leser nimmt mich schwieriger als ich bin. Ich habe hier kein Amt, bloß eine Meinung. Ich wollte auch weder »hineinleuchten« — das Wort stört mich, seitdem ich die 'Fackel' begründet habe — noch »gut informiert« sein. Ich will am liebsten überhaupt nicht »informiert« sein. Und wollte es sicher in jener rein logischen Ausführung nicht, in der es sich kaum mehr um tatsächliche Behauptungen über Herrn Marschall, sicher aber nicht um eine Behauptung über den kaufmännischen Verein gehandelt hat. Wenn ich von Herrn Marschall sagte, daß er der kaufmännischen Berufsethik, soweit sie das Verhältnis des Chefs zu den Angestellten bestimmt, genügt habe, so wollte ich zwar die Solidität des Herrn Marschall den kunstmoralischen Ansprüchen entrücken, aber die kaufmännische Ethik weder werten noch gar gering werten. In der Feststellung, daß ein Kaufmann seinen Angestellten »keinen Heller schuldig geblieben« ist, eine Herabsetzung seines Standes zu erblicken, ist phantastisch. Umso phantastischer, als sich an die zitierte Stelle unmittelbar die folgende anschließt: »Er wäre sicher auch nach dem Ausspruch jenes Offiziersehrenrats, der drolliger Weise die Affäre entscheiden sollte, 'satisfaktionsfähig'.« Der begeistertste Fanatiker des Wiener kaufmännischen Vereines dürfte nicht glauben, daß dieser einem Offiziersehrenrat in der Gewissenhaftigkeit der Ehrbegriffskontrolle überlegen ist. Aber er müßte, wenn er nur die Hälfte der Sorgfalt an das Lesen der 'Fackel' wendet, die ich — überflüssigerweise — an das Schreiben der 'Fackel' wende, den Sinn meiner Ausführung verstehen: Herr Marschall (nunmehr glücklich beurlaubter Professor an der Akademie) hat in seinem Atelier junge Künstler beschäftigt, die er für die Herstellung von Kunstwerken bezahlte. Voll auszahlte. Er ist darum ein solider Kaufmann. Vor einem kaufmännischen Standesgericht könnte er bestehen. Vor einem Offiziersehrenrat gleichfalls, da er ja als Reserveoffizier keine der Berufsehre widerstrebende Handlung begeht, wenn er jungen Künstlern Beschäftigung gibt. Auch Ministerialbeamte müssen ihn, schrieb ich, freisprechen, da auch ihre Vorschriften die Erwerbung von Gipsfiguren nicht ausdrücklich verbieten. Nur vor einem Kunstehrenrat könnte, meinte ich, Herr Marschall nicht bestehen. Er ist ein solider Kaufmann, ein bewährter Offizier, ein pflichtbewußter Subalterner des Herrn v. Hartel; nur ein Künstler — zunächst soweit die KunstETHIK in Betracht kommt, — ist er nicht. Ich hätte noch hinzufügen können, daß er es auch dann nicht wäre, wenn er als Wohltäter seiner Angestellten sie weit über den Wert ihrer Leistungen bezahlt hätte. Tatsächlich hat er, wie der »zu seinen Gunsten entschiedene« Prozeß bewies, bloß seinen zivilrechtlichen Verpflichtungen im Sinne der Kontrakte, die er mit den Angestellten abgeschlossen hatte, genügt.

[Ungesäuerte Feuilletons]

Karlsbader Leser. »Tout Karlsbad«, so schreiben Sie, freue sich auf die nächste 'Fackel'. Denn der Verfasser des Meraner Feuilletons der 'Neuen Freien Presse', jener Dr. Z ... r, der uns durch das berühmte Karlsbader Feuilleton erfreut hat, sei »unser wohlbestallter Rabbiner Dr. Ziegler«. Ich muß tout Karlsbad enttäuschen. Denn ich glaube nicht an die Autorschaft des Rabbiners. Für einen Rabbiner sind die Feuilletons zu sehr im Jargon geschrie-

ben. Selbst da ein Redakteur der 'Neuen Freien Presse', um nicht wieder die Heiterkeit Westeuropas zu entfesseln, den stilistischen Weichselzopf ein wenig durchgekämmt hat, ist noch so viel Ursprünglichkeit zurückgeblieben, daß man bloß einen bessarabischen Leser der 'Neuen Freien Presse' als Autor vermuten kann. Überdies hätte der Karlsbader Rabbiner, wenn er wirklich, wie der Meraner Plauderer behauptet, an der internationalen Table d' hôte teilgenommen hätte, einen Fehltritt begangen, der ihm das Mißtrauen eines Feuilletonredakteurs der 'Neuen Freien Presse' zuziehen würde. Wer ist der Autor? Herr Eisenbach spielt jeden Abend, kann infolgedessen nicht kürzlich in Meran gewesen sein. Ganz abgesehen davon, daß die Feuilletons ernst gemeint und keineswegs aus persiflierender Absicht entstanden sind. Auch die in Wien verbreitete Version, daß Herr Dr. Zucker, der Vizepräsident der Advokatenkammer, der Verfasser der anmutigen Plaudereien in dem Stil: »Jeden Früh, wenn ich aufsteh und ausgeh, trink Ich meinen Tee und ess ich meine Eier, dann bin ich derquickt« sei, scheint mir unglaublich. Herr Dr. Zucker ist allerdings Mitarbeiter und Berater der 'Neuen Freien Presse' in juristischen Fragen, gilt aber als gebildeter Mann. Gegen die Ausstreunungen seiner Gegner, die ihn jener Feuilletonleistungen für fähig halten, sollte er sich verwahren, und die 'Fackel' steht ihm für eine Erklärung, die er in der 'Neuen Freien Presse' nicht gut veröffentlichen kann, zur Verfügung. Nach der Bloßstellung des Präsidenten der Advokatenkammer müßte ihr Vizepräsident auf die Reinhaltung seines geistigen Rufes doppelt peinlich bedacht sein ... Die Frage wird dann freilich offen bleiben: Wer ist der Verfasser jener ungesäuerten Feuilletons?

[Masaidek]

Spaßvogel. Also sprach Masaidek:

»Der 'kleine Kraus' schreibt in der 'Fackel' vom 15. d.: Die Aufnahme, die der Justizrat Körner nach seiner Rückkehr von Florenz am sächsischen Hofe erfuhr, die Behandlung, die einst Herrn Bachrach in Wien zuteil werden wird, hat Shakespeare vorausgeahnt.' 'Vorausgeahnt' ist so unsinnig, als wenn man sagen würde: 'vorausprophezeit'. 'Ahnen' heißt vorausempfinden; mithin ist 'voraussehen' ein sackgrober Pleonasmus. Herr Kraus wird wahrscheinlich einwenden, daß das Wort sehr häufig vorkommt und besonders von Schmöcken mit Vorliebe gebraucht wird; aber damit ist noch keineswegs bewiesen, daß der Ausdruck richtig ist. Sonst könnte einer, der 'mir' mit 'mich' verwechselt, sich gleichfalls darauf berufen, daß dies tausend andere auch schon getan haben. Ich würde diesen Lapsus auch nicht bemängeln, wenn Herr Kraus sich nicht immer zum Hüter der deutschen Sprache aufwürfe und wenn er nicht die K—ühnheit besäße, selbst die besten deutschen Schriftsteller zu hofmeistern«. —

Ich habe Herrn Masaidek immer als Humoristen des Schwachsinnigen gelten lassen. Aber wenn er dreist wird, bekommt er eins auf den Mund. Das Gefühl der Distanz muß auch im versulzten Gehirn noch lebendig sein, und es geht nicht an, daß ein Mitarbeiter der 'Deutschen Zeitung' den Herausgeber der 'Fackel' in deutscher Sprache unterrichten wolle. Wenn Herr Masaidek den Aphorismus niederschreibt: »Die Familie Tschan muß eine schöne Familie sein«, so hat er fraglos recht, und kein Mensch wird an seiner Fähigkeit, absolute Wahrheiten in der denkbar apodiktischsten Form auszudrücken, mäkeln. Auch die Originalität einer Wendung wie der als »K—ühnheit« neckisch maskierten »Keckheit«, die gewiß viele christlichsoziale Schriftsteller mit Neid erfüllt, wird ihm niemand bestreiten. Nur seine F—reiheit (oder noch schalkhaf-

ter: seine Fre—iheit), in sprachlichen Dingen das große Wort zu nehmen, bin ich nicht gesonnen zu dulden. »Wahrscheinlich« werde ich etwas ganz anderes »einwenden« als er glaubt. Gewiß nicht, »daß das Wort sehr häufig vorkommt und besonders von Schmöcken mit Vorliebe gebraucht wird«. Er hält mich ja nicht im Ernst — gerade mich — für so vertrottelt, die Richtigkeit eines Ausdrucks durch den Sprachmißbrauch und gar durch den journalistischen beweisen zu wollen. Da wende ich ihm schon viel lieber ein, daß er selbst die Unrichtigkeit eines Ausdrucks durch seine eigene Unkenntnis der deutschen Sprache beweisen will. Also aufgepaßt: »vorausahnen« ist NICHT unsinnig, ist KEIN sackgrober Pleonasmus, KEIN Lapsus. »Ahnen« heißt nämlich NICHT »vorausempfinden«. Das glauben nur Herr Masaidek und Sprachkünstler seines Niveaus. »Ahnen« heißt — nach allen Wörterbüchern — bloß: dunkel empfinden, unbestimmt fühlen (im Gegensatz zur klaren Anschauung und zum deutlichen Wissen). Man kann nicht nur das Kommende, sondern auch das Gegenwärtige und das Vergangene ahnen und darum das Kommende so gut VORAUSAHNEN wie man es VORAUSWISSEN kann. Und nur ein Gehirn, das bei »ahnen« gleich an eine Kartenaufschlägerin denkt, kann von dieser Aufklärung enttäuscht sein. Um es Herrn Masaidek an zwei Beispielen ganz klar zu machen: Er hat nicht richtig VORAUSGEAHNT, was ich ihm »einwenden« werde, und er hat von den Gesetzen der deutschen Sprache (wiewohl sie schon längst bestehen und nicht erst in der Zukunft erschaffen werden sollen) nur eine AHNUNG und keine klare Kenntnis.

[Der Hallstätter Satiriker]

Hallstätter Satiriker. Das 'Deutsche Volksblatt' schreibt über Franziska Klein: Sie »annoncierte in "hervorragenden"(?) Judenblättern ... « Über den Fall Brenneis: Die Anklage »wurde vom Verteidiger als eine — "ungemein komische" bezeichnet ... «

[Vom Diebsblatt]

Leser. Ja, wo käme man denn hin, wenn man jede Preßschurkerei annageln wollte? So viele Nägel gibt's ja gar nicht. Man kann nur vom Typischen das Typischeste herausgreifen ... Mich interessiert's wirklich nicht, ob Frl. Barsesca in New—York Erfolg oder Mißerfolg hatte. Aber den Kerl vom 'Neuen Wiener Journal' scheint's zu interessieren. Warum lügt er dann? Aus der 'New—Yorker Staatszeitung' (9. April) sendet mir ein Leser den folgenden Ausschnitt, der den Internationalen Ruf des Wiener Schandblatts bekundet:

»(ZUR ABWEHR EINER INFAMIE.) Im 'Neuen Wiener Journal' finden wir eine Notiz über das Barsescu—Gastspiel, die in ihrer die Reputation der Künstlerin schädigenden Verlogenheit nicht anders als infam genannt werden kann. Jeder deutsche Theaterfreund New—York's weiß, daß das Gastspiel der Künstlerin am Irving Place Theater von glänzendem Erfolg gekrönt war und daß es daher jetzt zum zweiten Male verlängert worden ist. In dem Wiener Blatt schreibt aber ein obskurer Skribifax, daß dieses Gastspiel 'so vollständig mißglückte, daß es abgebrochen werden mußte und die Künstlerin sich hierdurch materiell derartig geschädigt sah, daß sie genötigt war, einen Antrag der Direktion des jüdischen Theaters anzunehmen' etc. Die oder der Verüber dieser feigen Schurkerei verdienten dem Versteck ihrer Anonymität entrissen und festgenagelt zu werden. Wir hoffen, daß das genannte und andere Wiener Blätter baldmöglichst den für Frl. Barsescu nur ruhm— und ehrenvollen wirklichen Tatbestand feststellen mögen.«

In New—York scheint man das Maß der Wiener Unanständigkeit noch nicht zu kennen. Eine Richtigstellung im 'Neuen Wiener Journal' läßt sich bloß durch Mosse, nie durch Selbsterkenntnis erzielen.

[]

L. L. 1. Meine Behauptung trotz Lehmann richtig. 2. Völlig bartlos. Wer hat Ihnen denn das Gegenteil eingeredet?

[Aus meiner Sammlung]

Sammler.

»Bukarest, 7. März. Das Blatt 'Roumanie' ist zu der Erklärung ermächtigt, daß die Meldung eines Wiener Blattes, wonach die rumänische Regierung die Absicht habe, eine Anleihe im Betrage von 40 bis 50 Millionen abzuschließen, nicht richtig sei. Das Blatt fügt hinzu, daß erstens die Ziffer der Anleihe übertrieben sei, und zweitens, daß die Regierung sich mit der Anleihefrage überhaupt nicht befaßt habe.« ('Neue Freie Presse', 8. März).

»Es erfolgte an den Experten eine Reihe von Fragestellungen, wobei er sich gegen die Gleichstellung unehelicher und ehelicher Kinder aussprach, namentlich dann, wenn erstere vorhanden sind.« ('Neues Wiener Journal', 12. Februar).

»Die erste Zwischenpause wurde durch ein vierhändiges Klavierstück von den Herren J. P. Lanik und F. Kohlhauser mit bekannter Virtuosität zu Gehör gebracht.« ('Österr. Volkszeitung', 3. März)

»Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft blies Dr. Viktor Rosenfeld mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator.« ('Deutsches Volksblatt', 1. Februar).

»Das wird im 'Deutschen Volksblatt' einfach unterschlagen. Das Blatt tritt wie ein rasender Pylades für den Orest ein und kanzelt den Richter ab.« — ('Sonn— und Montagszeitung' 13. Februar).

»Als ihr Mann in später Stunde heimkehrte, fand er die Leichen seiner Angehörigen in bewußtlosem Zustande am Boden liegend.« ('Neues Wiener Journal', 25. April).

[Mythologisches usw.]

Mytholog. Die 'Zeit' darf nicht in der Sammlung vertreten sein; ein Blödsinn dieses in jeder Beziehung von der Schablone abweichenden Blattes verdient besonderes Gedenken. Im Triumph ihres »Freispruchs« höhnte ihr Glossenschreiber (14. April) den Zeugen Koerber, der im Schwurgerichtssaal die alten Tricks des Parlamentsredners verwenden zu können glaube: »Noch einmal«, zitiert sie, »sattelt mir den HIPPOKRITEN ... « Das ist kompliziert. »HYPOKRIT« heißt nämlich »Heuchler.« Der wird in der Regel nicht gesattelt. Aber »Hippogryph« heißt »Roßgreif« und ist ein fabelhaftes Flügelroß. Wenn nur die 'Zeit' jetzt den »Pegasus« nicht mit einem »Asinus« verwechselt!

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**

Im Verlage „Die FACKEL“ sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:
Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire“

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische“ Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

==== Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h. ====

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

==== Preis 80 h, portofrei 90 h. ====

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen-
und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und
ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten
Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange
Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 179, 15. April):
Sexualjustiz. — Pensionierte Offiziere. Von Joseph Schöffel.
— Aus einem Erlaß. — Coburg. — Seelenvollheit. — Die
Aegyptenreise. — Nekrologe. — Antworten des Herausgebers
(Fürstendiener; Ein Ort, der besonderen Anstand erfordert;
Meeresungeheuerlichkeiten; Neue Freie Grammatik; Vom
Djepsblatt; Ein Vorzug).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
 natürliches
 alkalischer SAUERBRUNN

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16-32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der 'Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei	. . .	K 7.—
>	>	18	>	>
>	das Deutsche Reich,	36	>	M. 7.—
>	>	18	>	>
>	die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M. 8.20
>	>	18	>	>

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 a des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag 'Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9-12 und 2-6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
 Druck von Jaboch & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.